

kleine zeitung

Zeitung in der Schule mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung für Deutschland

Nr. 2/Juni 2016

Gaudeamus igitur

Wie der Studienbeginn Landeier zu Stadtmenschen macht

Ich finde es so toll, Samstag am Mittag einkaufen zu können. Meine Mitbewohner haben mich zwar ausgelacht, aber ich habe mich sehr gefreut.“ In dem kleinen Dorf Harkebrügge im Norden des Landkreises Cloppenburg, aus dem Maïke Grönweg stammt, ist dies nicht möglich. Der einzige Supermarkt schließt samstags am Mittag. Auch Bettina Grönweg, Maïkes Cousine lebte in solchen Umständen, ihre Heimat befindet sich in der Lüneburger Heide, im Bauerdorf Wierstorf. „Mit 125 Einwohnern leben dort mehr Kühe als Menschen“, beschwert sie sich. Mit dem Studienbeginn war für beide eine Art Kulturschock verbunden: Der Umzug in die große Stadt.

„Eigentlich vermisse ich nichts, bis auf meine Freunde natürlich“, stellt Maïke schon nach wenigen Tagen fest. Nach dem Abitur und einem freiwilligen sozialen Jahr zog die 19-jährige Blondine nach Osnabrück in eine WG mit zwei Männern, um Deutsch und Französisch fürs Lehramt an Gymnasien zu studieren.

Fortsetzung Seite 2

In dieser Ausgabe

Auf dem Holzweg

Ein Förster dokumentiert in seiner Freizeit Baumarten in einer Xylothek. 221 Holzbücher hat er bereits selbst gebastelt.

Freizeit und Fernweh, Seite 9

Aus allen Wolken fallen

Im Sommer blitzt es am häufigsten. 1,5 Millionen Entladungen gibt es jedes Jahr in Deutschland. Für eine Firma sind Blitz und Donner die beste Werbung. **Wirtschaft, Seite 5**

Ein gutes Bild abgeben

Beuys meinte noch, jeder sei ein Künstler. Juniqe verkauft Kunst für jeden, der mehr will als ein Poster, aber nicht genug Geld für einen Rembrandt hat. **Wirtschaft, Seite 7**

Heikle Missionare

Jehovas Zeugen sehen sich als Prediger und Missionare. Trotzdem sind Beziehungen zu Andersdenkenden unerwünscht.

Mensch und Gesellschaft, Seite 3

Praktische Philosophen

Buddhistische Lamas lehren in der Eifel, wie man glücklich wird. Mit den katholischen Dorfbewohnern haben sie keine Probleme.

Vermischtes, Seite 12

© IZOP-Institut, Aachen

Frauensache



Die kroatische Staatspräsidentin Kolinda Grabar-Kitarović (3. v. l.) möchte „die Rolle der Frau entscheidend stärken“. Zumindest bei „Jugend schreibt“ ist das nicht nötig, denn da dominieren längst Autorinnen.

Auch in der Gruppe des 18. Gymnasiums, Zagreb, die beim Staatspräsidenten als Gast war, sind Frauen in der Überzahl. Rechts im Bild ist übrigens nicht der Hahn im Korb, sondern ihr Lehrer Gerald Hühner (Seite 2).

Deutscher werden ist nicht schwer

Der Einbürgerungstest ist keine große Hürde / Es kommt mehr auf die Sprache an

Welchen Minister hat Baden-Württemberg nicht? Einen Finanzminister, Justizminister, Innenminister oder Außenminister? Und warum nennt man die Zeit im Herbst 1989 in der DDR „Die Wende“? Könnten Sie als Deutscher diese Fragen beantworten? Im großen Eingangsbereich der Volkshochschule herrscht leises Geflüster unter den rund 30 Männern und Frauen verschiedener Nationalitäten. In Grüppchen warten sie ungeduldig darauf, von einem der Hochschuldozenten abgeholt zu werden. Unter ihnen sind zwei dunkelhäutige Männer, eine Asiatin und zwei Frauen, die durch ihre hellblonden Haare und ihren Akzent den Anschein erwecken, rumänischer oder polnischer Herkunft zu sein. Die 15 Teilnehmer des dreimal im Semester stattfindenden

Einbürgerungstestes sind in Begleitung ihres Partners oder anderer Familienmitglieder ins VHS-Gebäude in Schwäbisch Gmünd gekommen, gegenüber dem gotischen Münster. Endlich ist es soweit, der seit 31 Jahren an der VHS tätige Diplompädagoge Helmut Schwimbeck begleitet die Einbürgerungswilligen in einen lichtdurchfluteten Saal mit hoher Decke und großen Fenstern. Grüne Einzeltische sind in Reihe und Glied mit nötigem Abstand auf dem dunkelbraunen Parkettboden aufgestellt. „Viel Glück“, wünscht einer der Männer seiner Frau und gibt ihr einen Kuss auf die Wange.

Schwimbeck organisiert alle Kurse rund um Deutsch als Fremdsprache und ist zuständig für Weiterbildungsprogramme, berufliche Bildung sowie für die Abendhauptschule. Die Aufsicht beim Test führt

Senka Breuning. Die Dozentin für Deutsch und Fremdsprachen beginnt nach einer kurzen Erklärung die personalisierten Fragebögen auszuteilen. Sie ist eine der 25 Deutschlehrer der Gmünder VHS. Aus 300 Multiple-Choice-Fragen über deutsche Politik, Geschichte, Rechts- und Gesellschaftsordnung, aber auch zur Geographie wurden jedem Teilnehmer vom Zufalls-generator dreißig Fragen zugeteilt. Zusätzlich erhält jeder Einbürgerungswillige drei Fragen zu seinem jeweiligen Bundesland. Sechzig Minuten haben die Teilnehmer Zeit, um 17 Fragen der 33 richtig zu beantworten. Dies würde ausreichen, um den Test zu bestehen, erklärt die seit 15 Jahren an der VHS Deutsch, Englisch und Kroatisch unterrichtende Dozentin.

Fortsetzung Seite 2

Blut und Moden

OnTime Courier transportiert Blutproben, Knochenmark und Designermode

Ich hatte im Grunde genommen keine andere Wahl. Entweder arbeitslos bis zum Rentenalter oder selbstständig“, sagt Hans Hermann Paetsch. Der Geschäftsmann mit etwas unersetzter Figur, weißen Haaren und Vollbart war angestellt bei einem Kurierdienst, der 1995 in Konkurs ging. Der damals 57-jährige Münchner hatte wegen seines Alters Probleme, einen neuen Arbeitsplatz zu finden. So gründete er mit einem Partner noch im selben Jahr die OnTime Courier GmbH. Kapital hatte er kaum, der Geschäftspartner war jung, ohne Erfahrung. Auf der Suche nach Aufträgen wendet sich

der frischgebackene Geschäftsführer an die Deutsche Knochenmarkspenderdatei (DKMS) und bietet dieser an, den Transport von Blutproben zu übernehmen. Im ersten Jahr der GmbH kommen jedoch kaum Aufträge. „Bei so sensiblen Produkten muss auch erstmal sichergestellt werden, ob bei einem so jungen Unternehmen alles zuverlässig klappt und ob es sich etablieren kann.“ Aufgrund dessen muss der Neuling auch andere Branchen ansprechen, um finanziell bestehen zu können. „Da wurde ich von ehemaligen Kontakten angesprochen, wie Chefredakteurinnen von grö-

ßeren Modezeitschriften aus Paris und Mailand. Die Idee war folgende: Wir sollten für Zeitschriften wie Cosmopolitan oder Vogue Mode von Fashionmakern für Fotoshootings an ausgewählte Orte liefern und wieder zum Designer zurückbringen. Angenommen, die Zeitschrift wollte mit einem Versace-Outfit Fotos in Miami schießen, so waren wir dafür verantwortlich, diese Kleidung im Versace-Büro in Mailand abzuholen, nach Florida zu liefern und nach dem Setup die Mode wieder in die italienische Metropole zurückzubringen.“

Fortsetzung Seite 2

Fachmann für die letzten Dinge

Was macht ein Professor für Spiritual Care?

Man muss die Frage des Weshalb gar nicht unbedingt beantworten, wichtig ist vor allem, dass sie gestellt werden darf.“ Mit seinem kurzen, graumelierten Haar, dem Dreitagebart, der Brille und seinem schwarzen Pullover ähnelt Simon Peng-Keller mehr dem ehemaligen Kopf eines großen Computerunternehmens als einem Theologen. Sein Büro an der Theologischen Fakultät Zürich, gleich neben dem Grossmünster in der Zürcher Altstadt, ist noch nicht ganz eingerichtet, das Büchergestell erst zur Hälfte gefüllt. Seit Oktober ist er für vorerst sechs Jahre Professor für Spiritual Care. Das ist ein Bereich der Palliative Care. Diese beschäftigt sich mit der Betreuung von schwerstkranken Patienten und der Linderung ihrer Leiden, nicht aber mit der Heilung der Krankheit.

Ärzte werden mit Fragen und Situationen konfrontiert, die in ihrer Ausbildung, wenn überhaupt, nur gestreift werden. Sie reagieren dann oft unvorbereitet oder überfordert, und das soll sich mit der Einführung von Spiritual Care als Pflichtwahlfach ändern, damit Patienten auch mit ihrem Arzt über das sprechen können, was sie beschäftigt. Und das sind oft existentielle Fragen wie nach dem Leben nach dem Tod, dem Gefühl beim Sterben oder weshalb es solche schweren Krankheiten überhaupt gibt.

Ganz praktisch, im Kontakt mit Patienten, können seit Februar 2016 die Studierenden lernen, wie man solche Gespräche beginnt und was dabei wichtig ist. Ein Diskussionspunkt war, an welcher Fakultät Spiritual Care angeboten werden sollte. Einige fanden: Wenn Spiritual Care von Medizinern ernstgenommen werden sollte, gehöre sie an die medizinische Fakultät. „Doch Spiritualität ist zunächst kein klinisches Phänomen, und Spiritual Care sollte nicht medikalisiert werden“, meint Peng-Keller, dessen Professur als 50-Prozent-Pensum mit Assistenzstelle gestaltet ist. Dem Mann, der einen Valser Nachnamen hat und in Chur geboren ist, war nicht von Anfang an klar, dass er sich mit spirituellen Fragen beschäftigen möchte. Als er mit 20 Jahren ein Pflegepraktikum in einem Altersheim absolvierte, entschied er sich gegen Medizin und studierte katholische Theologie an den Universitäten Luzern und Freiburg. Später arbeitete er als Spitalseelsorger in Luzern. Seit 2004 ist er Dozent für Theologie des geistlichen Lebens, und im Lassalle-Haus verantwortet er zusammen mit seiner Frau den MAS/DAS-Lehrgang „Christliche Spiritualität“. Finanziert wird die Professur von der katholischen, der evangelisch-reformierten Kirche und von einem anonymen Spender. Peng hofft, dass das Fach einmal fest eingegliedert und von der Universität mitfinanziert wird. In München gab es ein Pionierprojekt in Spiritual Care. Diese Stiftungsprofessur wurde kürzlich neu ausgeschrieben.

Christiane Palm
Kantonsschule Zürcher Oberland, Wetzikon

Impressum	12	Mensch und Gesellschaft	3	Schule und Beruf	10
Nachschlag und Nachlese	2	Jugend und Wirtschaft	4	Sport und Spaß	11
Kult und Kultur	8	Freizeit und Fernweh	9	Vermischtes	12

Blut und Moden

Fortsetzung von Seite 1

In den ersten Jahren musste Paetsch immer wieder privat Geld zuschießen. „Als sie dann nach einem Jahr festgestellt haben, der macht weiter und das läuft, habe ich von der DKMS Aufträge bekommen, und so lief das Geschäft an“, sagt der heute 77 Jahre alte Unternehmer. So beginnt die Firma mit dem Transport von Blutproben von Knochenmarkspendern für leukämiekranken Kinder an alle Ecken der Welt. Fünf Jahre nach seiner Geburtsstunde sind neun Mitarbeiter bei dem wachsenden Unternehmen angestellt, und Paetsch hat einen neuen Partner.

Nach etwa zehn Jahren Zusammenarbeit fragt die DKMS an, ob OnTime auch das eigentliche Produkt, das Knochenmark transportieren könne. Das größte Problem dabei: „Bone marrow“ muss konstant kühl gehalten werden. Bei ihren ersten Aufträgen stellt die DKMS die nötigen Transportkoffer. Jedoch erkennen Paetsch und OnTime schon bald, dass diese Kofferchen die Temperatur nicht konstant halten. So tut man sich mit einer amerikanischen Firma zusammen und entwickelt einen besseren Behälter. „Unsere Spezialkofferchen können die benötigte Luftwärme über eine bestimmte Zeitspanne, meistens 30 Stunden, gleichbleibend halten. Des Weiteren haben wir ein Außendisplay installiert, auf dem der Kunde feststellen kann, ob die Temperatur konstant gehalten wurde, was absolut ausschlaggebend für die Qualität des Marks ist.“ Inzwischen werden

diese Koffer auch von anderen Firmen genutzt.

2008 geht der Münchner Kurierdienst, inzwischen auf 70 Mitarbeiter angewachsen, noch einen großen Schritt weiter und gründet eine Tochterfirma in den USA: European Courier Services (ECS), denn mit Abstand die meisten Kunden der Knochenmark-Zustellung kommen aus den Vereinigten Staaten. Dort arbeitet man mit dem National Marrow Donor Program (NMDP) zusammen, dem amerikanischen Äquivalent der Deutschen Knochenmarkspenderdatei.

Heute macht das Geschäft mit der DKMS etwa ein Drittel des Erlöses aus, während das Business mit den Moderverlagen den Rest einspielt. Zurzeit beginnt OnTime zusätzlich mit dem Transport der aus Knochenmark gewinnbaren Stammzellen. Der „stem cell“-Markt entwickelt sich gerade zu einem der interessantesten und profitabelsten Geschäfte auf dem weltweiten Medizin-Markt.

Heute hat OnTime Courier Services mit 80 Büromitarbeitern und 450 registrierten Kurieren ein großes Mitarbeiterkontingent und macht im Monat mehr als eine Million Euro Umsatz. „Offiziell habe ich die Geschäftsleitung schon abgegeben. Trotzdem schaue ich ein bis zwei Mal pro Woche für ein paar Stunden ins Büro, um nach dem Rechten zu sehen. Ich meine, das ist immer noch mein Baby“, lächelt Hermann Paetsch.

Jonah Lego
Elsa-Brändström-Gymnasium, München

Deutscher werden ist nicht schwer

Fortsetzung von Seite 1

Die Durchfallquote sei deshalb gering, sagt Schwimmbeck, der auch stellvertretender Leiter der Gmünder VHS ist. „Schließlich kann man sich gut vorbereiten.“ Erfahrungsgemäß falle ein Teilnehmer nur durch, wenn er die deutsche Sprache nicht beherrscht. Die Fragen sind auf der Webseite des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge (BAMF) öffentlich zugänglich, an der VHS ist der komplette Fragenkatalog für drei Euro erhältlich.

Während die Teilnehmer sich konzentriert ans Lösen der Fragen machen, kontrolliert Breuning die die Ausweise und die zugeschickten Teilnahmeberechtigungen. Die erste Teilnehmerin verlässt bereits nach fünf Minuten den Saal. Wer den Test heute nicht besteht, kann ihn wiederholen. Jedoch ist der Einbürgerungstest nicht die einzige Hürde des Einbürgerungsverfahrens, die B1-Sprachprüfung erfordert schon einiges mehr.

Das bestätigt eine blonde Polin mit unüberhörbarem Akzent: „Vor der B1 Prüfung habe ich schon ein bisschen Angst wegen dem Schreiben“, gibt die Mittvierzigerin offen zu. Das Sprachniveau B1 steht für die Stufe „Fortgeschrittene Sprachverwendung“. Die Polin lebt bereits seit 17 Jahren mit ihrem Mann und ihrer gemeinsamen Tochter in Deutschland und arbeitet im nahegelegenen Lindenhof mit Menschen mit Behinderung, die deutsche Sprache habe sie allein durch Zeitungen, Fernsehen, Familie und durch Kolleginnen gelernt. Allerdings hätte die Einbürgerungswillige, die an dem Vorbereitungskurs teilnimmt, in dem die Prüflinge an zwei Samstagvormittagen auf die B1-Sprachprüfung vorbereitet werden, bereits nach acht Jahren die Möglichkeit gehabt, Deutsche zu werden, so ist es im Staatsangehörigkeitsgesetz

festgelegt. Die Frist kann sich bei erfolgreicher Teilnahme am Integrationskurs auf sieben Jahre verkürzen und bei Mitwirken in Vereinen oder Organisationen sogar auf sechs Jahre reduziert werden. Sie aber ist der Meinung, viele lernten die Fragen des Einbürgerungstestes nur auswendig, ohne sie zu verstehen. Das wollte sie nicht. Sie wollte warten, bis sie sich ausreichend mit der deutschen Politik befasst hat und die Hintergründe wirklich versteht.

Aber nicht nur der Einbürgerungstest und die B1-Sprachprüfung können an der VHS abgelegt werden, die Volkshochschulen bieten Integrationskurse an. Um sich anzumelden, muss die Teilnahmeberechtigung beim BAMF beantragt werden. Zurzeit gibt es an der Gmünder VHS sieben parallele Integrationskurse, bei denen maximal 25 Personen in einer Gruppe unterrichtet werden. Der Kurs kostet um die 2000 Euro. Jedoch besteht die Möglichkeit, Zuschüsse oder die komplette Übernahme der Kosten vom BAMF zu bekommen.

Der erste Kursabschnitt ist ein Basissprachkurs in drei Modulen. Ein Modul geht durchschnittlich 5 Wochen. Der dritte Kursabschnitt ist der Orientierungskurs, in dem die Teilnehmer Kenntnisse über die deutsche Rechtsordnung, Kultur und Gesellschaft erwerben. Im Anschluss daran, legt jeder Teilnehmer den „Leben in Deutschland“-Test ab. Der insgesamt elfmonatige Integrationskurs mit täglich vier Unterrichtseinheiten schließt mit dem „Deutschtest für Zuwanderer“ und einem Zertifikat des Sprachniveaus A2 oder B1 ab. Eine der Prüfungsfragen lautet übrigens: Die Bundesrepublik Deutschland hat die Grenzen von heute seit 1933, 1949, 1971 oder 1990?

Aileen Heselich
Rosenstein-Gymnasium, Heubach

Deutschstunde mit Präsidentin

„Jugend schreibt“ bei Kolinda Grabar-Kitarović, der ersten Staatspräsidentin Kroatiens



Fotos Büro der Präsidentin der Republik Kroatien, Domagoj Opačak

Die Rolle der Frau in Kroatien ist noch immer von vielen Stereotypen geprägt“, sagt Kolinda Grabar-Kitarović. Kroatien hat erstmals ein weibliches Staatsoberhaupt, und damit auch eine Oberkommandierende der Streitkräfte. Die 1968 in Rijeka geborene Mutter zweier Kinder, 13 und 15 Jahre alt, ist seit Februar 2015 im Amt. Und das möchte sie nutzen, um die Rolle der Frau entscheidend zu stärken.

Die Villa Zagorje und Residenz der Präsidentin liegt in einem kleinen, hügeligen Wäldchen. Ein roter Teppich und ein schweres Portal führen in das einstöckige Gebäude, wo den Besucher ein großer, repräsentativer Eingangsbereich, viel Glas, viel Licht und eine breite, geschwungene Treppe erwarten. Bei den üblichen Sicherheitschecks hört man Deutsch: „Lassen Sie sich Zeit!“ Die Beamtin hat einige Zeit in Frankfurt am Main gelebt.

Das Staatsoberhaupt empfängt die Gäste in ihrem weiträumigen, zweigeteilten Arbeitsbereich. Ein großer Schreibtisch in dem einen, eine repräsentative Sitzgruppe im anderen Teil. Die Präsidentin lässt sich das Projekt „Jugend schreibt“ vorstellen, die Beiträge aus Kroatien interessieren sie besonders. Und gerade „um die Jugend geht es, wenn man Stereotypen, die es immer noch in unserer Gesellschaft gibt, aufbrechen möchte“, sagt sie. „Schon in der Schule sollte man Aufgaben nicht in Jungen- und Mädchenarbeiten einteilen. Meine Tochter wollte einmal beim Tragen der Bücher aus der Bibliothek mit-

helfen, aber es wurde ihr von der Bibliothekarin nicht erlaubt, weil sie ein Mädchen sei. Vielleicht ist meine Tochter aber sogar physisch stärker als mancher Junge in ihrer Klasse.“

An Geschlechterklischees in ihrer Kindheit kann sie sich aber kaum erinnern. „Ich bin unter Jungen groß geworden und war physisch genauso bereit wie sie, auch beim Fußballspielen. Und meine Mutter schimpfte: Mensch, du bist doch ein Mädchen!“ Doch sie habe sich dadurch nicht irritieren lassen und schon früh gelernt, sich durchzusetzen und ihren eigenen Weg zu gehen. „Ich hätte natürlich nie davon geträumt, Präsidentin Kroatiens zu werden!“, erzählt sie weiter. Als Tochter eines Metzgers hatte sie auch nicht die besten Voraussetzungen, berichtet aber begeistert von der Chance, die sie durch ein Schüler-Austauschjahr erhielt. So kam sie als 17-Jährige, die Angst hatte, ob sie „es generell im Leben schaffen würde“, in die Vereinigten Staaten, wo sie die High School abschloss. „Damals habe ich in Los Alamos, New Mexiko, gelernt, mich anzupassen, zu reifen, und vor allem auch jedes Individuum zu schätzen. Ich habe gelernt, was Vorurteile sind, aber auch, wie man sie beseitigen kann.“ Hier entstanden auch feste Freundschaften, denn während des Krieges in der ersten Hälfte der 90er Jahre „rief mich meine damalige Gastfamilie zurück in die USA“.

In Zagreb studiert sie später Englisch und Spanisch und arbeitete als Babysitterin, Übersetzerin und

Lehrerin in Sprachschulen, um ihre Eltern bei der Finanzierung ihres Studiums zu unterstützen. Es folgten später ein Aufbaustudium der deutschen Sprache in Wien, Politikwissenschaftliche Studien und vieles mehr. Gerade das Sprachenlernen liegt ihr aus eigener Erfahrung am Herzen: „Bilingualer Unterricht eröffnet neue Horizonte, das Lernen von Fremdsprachen schärft aber vor allem auch Intelligenz und Verstand.“ So freut sich die Präsidentin, dass ihre eigene Tochter bereits in Brüssel und den Vereinigten Staaten zur Schule gehen konnte.

„Es ist aber für unser Land auch wichtig, wenn die jungen Leute nach einer Ausbildung im Ausland zurück nach Kroatien kommen“, sagt die Präsidentin, die schon als junge Frau und Mitglied der konservativen Partei in Kroatien Karriere in Politik und Diplomatie machte. Zu ihren vielen Ämtern gehören das der Außenministerin, der Botschafterin in den USA und zuletzt als stellvertretende Nato-Generalsekretärin, bevor sie im Februar 2015 die erste Präsidentin der Republik Kroatien wurde.

Geschlechterklischees spüre sie in ihrem Amt jetzt stärker als zuvor. „Medien sollten eigentlich ein gesellschaftliches Korrektiv sein. Ich habe aber noch nie eine so frauenfeindliche Haltung in kroatischen Medien gespürt wie heute.“ Andererseits bemerkt sie, „dass Diskriminierung von Frauen oft von anderen Frauen ausgeht. Das ist auch in der Politik zu sehen. Es gibt einen starken Konkurrenzkampf zwischen Frauen, da es für sie noch immer sehr wenige Stellen gibt“. Die Berufsbilder seien weitgehend an traditionellen Männer- und Frauenrollen orientiert. So zum Beispiel in den Schulen, wo es fast nur Lehrerinnen gibt, weil Erziehung als Frauensache gilt. Auch in diesem Bereich steht die kroatische Staatspräsidentin für ein anderes Modell. Ihr Ehemann, Jakov Kitarović, verzieht seit Jahren auf seine eigene Karriere als Professor an einer Fakultät für Seefahrt, um die Karriere seiner Frau zu unterstützen. Im 18. Gymnasium Zagreb und an der Mittelschule Krapina äußern sich Schülerinnen und Schüler vor allem so: „Für unser Land ist es ein großer, positiver Schritt, dass wir erstmals überhaupt eine Präsidentin als Staatsoberhaupt haben.“

Ena Jugović, Valentina Jozić
18. Gymnasium, Zagreb

Gaudeamus igitur

Fortsetzung von Seite 1

Viele junge Leute nervt das Leben auf dem Land einfach nur. „Das Dorfleben ist so eingefahren. Jeden Tag macht man das Gleiche, jeden Tag die gleichen Menschen, und wenn man einmal weg will, muss man eine Stunde lang auf den nächsten Bus warten, wenn er denn kommt“, klagt die 18-jährige Bettina, die für ein Gartenbaustudium nach Hannover zog. „Der größte Unterschied zur Schule und dem Leben bei den Eltern ist, dass man auf einmal vollkommen auf sich alleine gestellt ist“, sagt die Brünnette, die mit sechs weiteren Personen zusammen in einer WG lebt.

In der Wohnung fehlen plötzlich Dinge, die zu Hause selbstverständlich waren. Beispielsweise muss dann statt Toilettenpapier auch mal ein Taschentuch herhalten, aber für ein paar Flaschen Bier ist natürlich immer gesorgt. Schließlich kann man durch den unregelmäßigen Ta-

gesablauf auch mal in der Woche feiern gehen, und dann muss jeder Student vorbereitet sein. Dank des späten Vorlesungsbeginns kann man seinen Rausch ausschlafen, wenn man nicht gerade von der lauten Kaffeemaschine des Mitbewohners geweckt wird. Für die Uni muss man sich zudem selbst den Stundenplan zusammenstellen und die richtigen Räume finden. Aber gleichzeitig beginnen hunderte Kommilitonen ihr Studium, mit denen man sich austauschen und viel Spaß während langweiliger Vorlesungen haben kann. Maïke sieht das genauso: „Alle stecken in einer ähnlichen Situation, also lernt man schnell neue Leute kennen.“

In der „Ersti-Woche“ werden die neuen Studenten nach Fächern in Gruppen von 15 bis 20 Leuten geteilt. Jede Gruppe hat einen Tutor, der schon länger studiert und ein Programm zusammenstellt, um mit seinen Schützlingen Stadt und

Universität kennenzulernen. „Dazu gehören Kneipentouren, aber auch Uni- und Stadtrallyes, die für seltsame Aktionen berichtigt sind“, beschreibt Maïke lachend. „Gerücheweise sollen zum Beispiel schon einige Personen nackt durch das Heger Tor gelaufen sein, aber natürlich weiß niemand etwas Genaues.“

An der Uni werden Sportarten angeboten, ob in der Sporthalle oder draußen zum Rudern. Wer möchte, kann seine Kenntnisse in Englisch oder Spanisch aufbessern oder sich in einen Arabisch-Kurs einschreiben. Abends muss man sich dann nur noch entscheiden, ob man zur WG-Party, in die moderne Disko, den alternativen Club oder eine der unzähligen Bars und Kneipen geht. „Für dieses Leben nehme ich gerne in Kauf, dass ich meine Wäsche selber waschen muss“, sagt Maïke mit einem zufriedenen Lächeln.

Insa Grönweg
Albertus-Magnus-Gymn., Friesoythe



Das ist natürlich ein Leuchtturm und kein Wachturm, aber Erleuchtung würde den Zeugen Jehovas nicht schaden.
Foto Jannis Valldorf

Türsteher im Namen des Herrn

Geburtstagsfeiern und Bluttransfusionen gibt es nicht: Eine Familie bei den Zeugen Jehovas

Die Zeugen Jehovas sind eine christliche Religionsgemeinschaft, die sich kirchlich organisiert und deren Lebenseinstellung durch die Bibel geprägt wird. Die Gesellschaft reagiert auf Zeugen Jehovas oft mit Skepsis. Stark abgelehnt wird ihre aufdringliche Art, an die Türen der Mitbürger zu klingeln und zu missionieren. Trotzdem sind sie seit 2010 eine öffentlich anerkannte Glaubensgemeinschaft, nach Angaben von www.jw.org mit 166 266 Anhängern, die sich Verkündiger nennen, in Deutschland, und 8 201 545 weltweit. Zu ihnen gehört auch die vierköpfige Familie Mustermann, die nicht mit ihrem richtigen Namen genannt werden möchte. Ihr Einfamilienhaus liegt in Bobenheim-Roxheim, in der Nähe von Mannheim.

Das Erste, was einem im Haus auffällt, ist die Ordnung. Durch einen lichtdurchfluteten Gang kommt man ins helle, gemütliche Wohnzimmer. Die sechsjährige Tochter und der achtjährige Sohn wirken aufgeweckt und fröhlich. Marie und Marc tragen bunte Klamotten und coole Sneakers, die neu und angesagt aussehen. Mutter Theresa ist dezent geschminkt, ihre Haare sind offen und gehen bis zum Kinn. Mit ihren lackierten Fingernägeln zeigt sie eine gepflegte Ausstrahlung. Zum Glauben gefunden habe sie aus eigenem Interesse, weshalb sie auch

die Bibel gelesen hat. Jedoch war ihre Mutter schon religiös. Familienvater Max, wurde in den Glauben reingeboren, da seine Mutter Zeugin Jehovas ist. Ihre Kinder aber sollen, wenn sie alt genug sind, selbst entscheiden, an das Gleiche wie sie zu glauben. „Traurig wären wir schon, wenn sie es nicht tun würden“, sagen die Eltern.

Der Kontakt zu andersdenkenden Familienmitgliedern werde nicht abgebrochen. Anders ist das, wenn ein Zeuge Jehovas eine Regel bricht und nach mehreren Gesprächen keine Reue zeigt. Dann kann er aus der Gemeinschaft geworfen werden. Wenn es nun um Beziehungen geht, sage die Bibel, dass es besser sei, mit jemandem der gleichen Religion eine Partnerschaft einzugehen, da es sonst kein glückliches Familienleben gebe, wie Herr Mustermann erklärt.

Zum Thema Feierlichkeiten sagt der zweifache Vater: „Wir feiern keine religiösen Feste, aber zum Beispiel die Hochzeit feiern wir groß, so wie auch den Hochzeitstag. Wir haben auch Verabredungen, machen Ausflüge und Kinderfeste.“ So können die Kinder den Verzicht auf Geburtstagsfeiern kompensieren, wie Sohn Marc sagt: „Ich kann ja auch einfach so was mit einem Freund ausmachen.“ Geschenke bekamen sie „nach Lust und Laune“. „Deswegen haben sie vielleicht

sogar mehr Spielzeug als andere Kinder“, sagt der Industriemechaniker. Und wenn jemand ihnen zu einem Fest gratuliere, das sie nicht feiern, würden sie sich trotzdem aus Respekt vor dem anderen Glauben bedanken. „Wir wollen Frieden und keinen Streit in alle Richtungen“, sagt er. Das sei auch der Grund dafür, dass sie keinen Kampfsport ausüben und nicht in den Krieg ziehen. Genauso ist Mobbing tabu, da es zur seelischen Verletzung führt.

Alle gehen regelmäßig zum Arzt und nehmen auch notwendige Medikamente ein. „Wir versuchen so weit wie möglich gesund zu bleiben“, versichert der 42-jährige Vater. Sie respektieren das Menschenleben, aber lehnen Bluttransfusionen ab. „Unser Blut ist wie ein Fingerabdruck, deswegen ist fremdes Blut wie ein Fremdkörper.“ Der Familienvater verneint die Behauptung aus dem Internet, dass Suizid bei Zeugen Jehovas weit verbreitet ist. „Gott hat uns das Leben geschenkt, und da es heilig ist, sollte man es nicht verschwenden.“ Die Mustermanns treffen Freunde, gehen zur Arbeit, haben Kinder und feiern auch Feste. „Der einzige Unterschied ist, wir predigen.“ Damit ist ihr Wille gemeint, zu missionieren, das heißt die Leute zu überzeugen und zu ihrem Glauben zu bekehren.

Alexandra Lange
Albert-Einstein-Gymnasium, Frankenthal

Mit vierundvierzig Jahren auf Klassenfahrt

Seit ihr Sohn an Diabetes erkrankt ist, hat sich für seine Mutter einiges geändert

Mama, ich habe Durst.“ Als der damals zweijährige Adam in kürzester Zeit drei Gläser Wasser trank, war klar, dass etwas nicht stimmte. Vor allem, da er in den Tagen zuvor wenig gegessen, viel getrunken und sich kraftlos und schlapp gefühlt hatte. Im Krankenhaus kam dann die Diagnose: Diabetes Typ 1. Das bedeutet, dass in der Bauchspeicheldrüse kein Hormon Insulin gebildet werden kann und deswegen der Blutzucker nicht reguliert wird. Als Folge dessen muss dem Körper nach jeder Mahlzeit, die die Kinder zu sich nehmen, Insulin verabreicht werden.

Seit dem Tag sind sechs Jahre vergangen. Heute sieht man auf den ersten Blick nicht, dass der achtjährige Blondschoopf krank ist. Er spielt gerne Fußball, hat Spaß und tobt wie alle anderen Kinder in seinem Alter auch. Kürzlich hat er sogar am Fuldaer Kindermarathon teilgenommen. Doch wenn er sein Shirt auszieht, kommen seine Insulinpumpe am Bauch und sein Zuckermessgerät am rechten Oberarm zum Vorschein. Beide Geräte haben etwa die Größe einer Walnuss und sind mit einem Pflaster an seiner Haut befestigt. Adam zeigt stolz, dass er jetzt medizintechnisch auf dem neusten Stand ist und es nun weniger wehtut als bei seiner alten Pumpe.

Das Gerät am Arm misst ununterbrochen den Wert des Blutzuckers und ist mit einer Anzeige verbunden, die aussieht wie ein Handy. Sind die Werte nicht stabil, dann muss gehandelt werden. „Denn wenn er zu niedrigen oder zu hohen Zucker hat, dann kann es sein, dass er einfach nicht mehr denken kann und ins Koma fällt. Das ist dann wie ein Schock, und die Glieder fangen an zu zittern“, erklärt Adams Mutter Eva, „und obwohl viele Kinder dieses Horrorerlebnis schon hatten, ist uns das zum Glück noch nie

passiert.“ Bei zu niedrigen Blutzuckerwerten muss er deswegen einen Keks essen und bei zu hohen Werten muss zusätzliches Insulin über die Pumpe am Bauch gespritzt werden.

Da die Angst, dass etwas passiert und der Zuckergehalt zu stark abweicht, immer da ist, muss die Fuldaerin morgens planen, was Adam an diesem Tag essen wird und alles für die Schule aufschreiben. Denn die Lehrerinnen müssen ebenfalls auf ihn achten und die Insulingaben, die nach jeder Mahlzeit betätigt werden, kontrollieren. „Die Lehrerinnen sind aber alle sehr fürsorglich, hilfsbereit und geben sich Mühe.“ Aus der Diabetesgruppe weiß Eva, dass dies nicht immer der Fall ist. Adam kann noch nicht vollkommen selbstständig bestimmen, wie viel Insulin er sich spritzen muss, und vor allem zur Kindergartenzeit, als er noch kein Zahlenverständnis hatte, hätte das zum Problem werden können. „Da ich berufstätig bin, hätte er dann halt nicht in den Kindergarten gehen können“, sagt Eva, die als Betriebswirtin halbtags in einer Firma arbeitet, die nur wenige Kilometer vom Wohnort entfernt ist. Ihr Mann hat die gleiche Ausbildung, ist aber beruflich oft für längere Zeit im Ausland tätig. Der Tagesablauf ist zwar stressig, funktioniert aber inzwischen gut.

Doch in der Nacht kann Adam nicht merken, ob der Blutzuckerspiegel zu niedrig oder zu hoch ist. Deswegen müssen Eva und ihr Mann nachts regelmäßig die Werte kontrollieren und im Notfall etwas zu essen geben oder Insulin spritzen. „Ich habe seit sechs Jahren fast keine Nacht durchgeschlafen und gebe immer Acht, dass der Zuckergehalt auch nachts stabil ist.“ Denn durch zu hohe Schwankungen entstehen gesundheitliche Risiken, und das Ziel ist es natürlich, dass es

Adam gesundheitlich gut geht. Das ist zurzeit der Fall. Und deswegen steht in nächster Zeit für Mutter und Sohn ein weiteres neues Erlebnis auf dem Plan. Adams Schule fährt auf Klassenfahrt, und Eva kommt mit, da sie die große Verantwortung, dass es Adam immer gut geht, auf niemand anderen übertragen möchte. Durch sein Handicap benötigt er mehr Aufmerksamkeit und kann zu einer starken Belastung für die Lehrerinnen werden, die sich gleichzeitig auch noch um alle anderen Kinder kümmern müssen. Das ständige Messen des Blutzuckers auch während der Nächte und das Wechseln der Pumpe würde sie ohne die Mutter viel Zeit kosten.

Adam hat keine Erinnerungen mehr an den langen Krankenhausaufenthalt. „Ich weiß nur noch, dass ich ein cooles Hochbett hatte“, sagt er lächelnd. Eva erinnert sich, dass vor allem der Oberarzt ihr die erste Last genommen hat: „Er hat uns gesagt, es ist jetzt so, ihr Kind hat Diabetes, aber er wird sich normal entwickeln.“ Der Schock für die Familie war anfangs groß, da sich ab diesem Zeitpunkt ihr Leben schlagartig änderte. Schwer war es vor allem zu Beginn, solange Adam noch zu klein war, um zu begreifen. „Dann hat er mich immer gefragt, ob er seine Insulinpumpe auch noch tragen muss, wenn er so alt ist wie seine Schwester. Und wenn du ihm dann als Mutter sagen musst, dass er sie sein Leben lang haben wird, geht dir das sehr nahe.“

Daher haben sich die beiden einer Diabetesgruppe angeschlossen. So sieht Adam, dass er nicht alleine ist. Auch für Eva ist der Austausch mit anderen wichtig, da sie so Rat und Ideen für den Alltag und Orientierung in der Anfangsphase bekommen konnte.

Ann-Sophie Gärtner
Marienschule, Fulda

Da hilft nur noch beten

Ein Pfarrer predigt heute immer öfter vor leeren Bänken

Sonntagmorgen. Kirchenglocken läuten. Der Pfarrer hat sich bis spät in die Nacht mit der Predigt herumgequält. Er möchte erörtern, inwiefern der Glaube das Leben bereichert. Er hatte kaum Schlaf, und das sieht man ihm an. Jedoch hält ihn die Hoffnung auf zahlreiche Schäfchen im Gottesdienst auf den Beinen. Doch kann er seine in die Jahre gekommenen Besucherinnen an einer Hand abzählen, zumindest haben diese Mitleid und beten für die Resilienz des Pfarrers.

Richard Hackländer ist Pfarrer der Protestantischen Kirchengemeinde Essingen-Dammheim-Bornheim und vertritt im Kirchenbezirk Landau in der Pfalz als Senior auch den Dekan. Er trägt eine runde Brille, die seine braunen Augen umrahmt. Der schnaubbärtige 47-Jährige studierte in Marburg, Tübingen und Heidelberg. Jeder ist gezwungen, zu dem zwei Meter großen Pfarrer aufzublicken.

„Viele Menschen glauben an ein höheres Wesen oder an eine Kraft, die unsere Welt durchdringt. Allerdings nimmt die Zahl derer ab, die einer Glaubensgemeinschaft angehören“, sagt er. Früher war das anders. „Wer zur Kirche ging, wollte nicht nur Gottes Wort hören, singen und beten, sondern auch seine Mitmenschen sehen und sprechen. Heutzutage sind wir mobiler und pflegen Kontakte in einem größeren Umfeld. Individualismus und Pluralismus bestimmen unseren Alltag.“ In den drei Dörfern kommen durchschnittlich 6 Prozent der Gemeindeglieder jeden Sonntag in die drei Kirchen. „Die selbstverständliche Regelmäßigkeit ist dem Bedürfnis gewichen, sich den Gottesdienst als ein Event auszusuchen.“ So sitzen manchmal nur eine Handvoll Besucher in der Kirche, während an anderen Tagen die Bänke aufgrund

von Taufen oder einem Angebot wie dem Langschläfer-Gottesdienst gut belegt sind.

Das alltägliche Angebot der Kirche scheint die Bedürfnisse insbesondere der Jugendlichen nicht zu beachten. Doch eine einfache Lösung des Problems, wie man junge Leute an die Kirche binden kann, sieht der Theologe Hackländer nicht. Das Christsein gestalte sich für Jugendliche im Alltag schwierig. Sie hätten mit Vorurteilen zu kämpfen. „Ich rate Jugendlichen wie allen anderen, sich in der Glaubensgemeinschaft Unterstützung zu suchen, um unseren Glauben nach außen hin zu vertreten.“

Konfirmandenunterricht: Hackländer blickt in gelangweilte, herausfordernde Gesichter. Er stellt Fragen: keine Reaktion. Ein Schützling antwortet, mehr kann der Pastor nicht erwarten. Er versucht frustriert, die Nebengespräche zu beenden, und auf seine Frage, warum die Konfirmanden denn hier seien, bekommt er die befürchtete Antwort: nur des Geldes wegen. Für einen Moment ist der Geistliche sprachlos.

Immer wenn etwas Außergewöhnliches eintritt wie der Tod oder eine schwere Krankheit eines Angehörigen, wird Hilfe im Gebet gesucht. Der Pastor erinnert an den Spruch: „Da hilft nur noch beten.“ „Meinen die einen das spöttisch, wenden sich andere in der Not tatsächlich an Gott.“ Viele spotten auch darüber, dass man nur noch Weihnachten in die Kirche geht, dabei könne das positiv betrachtet werden: Viele nehmen sich Weihnachten für ihre Familie und Gott Zeit und verleihen so ihrer Sehnsucht nach einer heilen Welt Ausdruck. Also ist Gott – zumindest an Weihnachten – in.

Miriam Hackländer
Eduard-Spranger-Gymnasium, Landau

Ein Investor macht die Fliege

Von Floerke ist mit Modeaccessoires erfolgreich

Mit einer Geschäftsidee erfolgreich werden. Das ist der Traum vieler Start-ups. Für den 23 Jahre alten David Schirmmacher aus Bonn ist der Traum wahr geworden. Mit seinem Modelabel „Von Floerke“ hat er sich 2015 einen Namen gemacht. Der Jungunternehmer startete 2013 mit dem Modelabel „A Gentleman's ones“. Sein Ziel war, in fünf Jahren Marktführer beim Vertrieb von hochwertigen Modeaccessoires wie etwa Schleifen zum Selberbinden zu werden. Entstanden war die Geschäftsidee aufgrund einer erfolglosen Suche nach einer hochwertigen Fliege, die auch bezahlbar ist. Etablierte Schleifenmanufakturen verlangen laut Schirmmacher zwischen 100 und 130 Euro für einen Querbinder. „Wir bieten ebenfalls handgenähte Querbinder in hervorragender Qualität für 39 bis 49 Euro an.“ Sein Vertrieb verlief zu Beginn nur über einen Onlineshop, dennoch konnte er in den ersten vier Monaten 4000 Euro Umsatz erzielen. Die Fixkosten waren niedrig, da er den Onlineshop selber programmierte und der Versand von zuhause aus stattfand. Die Erweiterung der Kollektion um 20 neue Produkte steigerte den Umsatz. Bei seinem Auftritt in der TV-Sendung „Die Höhle der Löwen“ auf VOX im Oktober 2015 sagte Schirmmacher, er habe im ersten Jahr 12 000 Euro und im zweiten Jahr 50 000 Euro Umsatz erwirtschaftet.

In der TV-Sendung „Die Höhle der Löwen“ stellen sich Gründer fünf Investoren vor und verlassen die Sendung am Ende im günstigsten Fall mit neuem Kapital und neuen Partnern. „Meine Idee schien mir im Kontrast zu vielen anderen Pitches zunächst keine Erfindung zu sein, ich wollte es aber trotzdem probieren“, sagt Schirmmacher. Er überzeugte die Investoren. Nach einem Bericht der „Wirtschaftswoche“ vom

November 2015 erhielt er 180 000 Euro für 33 Prozent der Firmenanteile. Die Investoren Judith Williams, Frank Thelen und Vural Öger waren seine Wunschpartner. Im Januar 2016 wurde in den Medien berichtet, dass Öger ausgestiegen sei. Gewünscht hatte sich Schirmmacher von den Investoren Kontakte, aber auch Knowhow und Kapital. Rückblickend sei für ihn das Knowhow entscheidend gewesen. „Wir haben vor der Sendung circa 100 Teile im Monat verkauft, seit der Sendung stabil mehr als 1500 pro Monat mit deutlich höherem Nettowarenkorb, im Weihnachtsgeschäft nochmal deutlich mehr.“ Seinen früheren Monatsumsatz kann er jetzt in drei Tagen erzielen. Im Vergleich zum Vorjahr erwartet er eine Verzehnfachung seines Umsatzes.

Eine Geschäftsidee ist aber schnell kopiert, und manche Partner sind nur für eine begrenzte Zeit bereit, ein Start-up zu unterstützen. Laut Schirmmacher berichtet die Presse noch häufig, da der Unternehmer immer neue Erfolge, wie den Gewinn von großen Partnern, vermelden kann. Zurzeit setzt der Bonner auf drei Absatzkanäle: Online, Wholesale und Retail, also der Vertrieb über die eigene Website, über Handelspartner und in eigenen Shops. „Alle drei Bereiche bedingen sich gegenseitig.“

Ein weiteres Risiko für Start-ups kann eine zu schnelle Verbreiterung des Angebotsumfangs sein. Neue Produkte erzeugen Aufmerksamkeit. Zu viele Produkte erhöhen einfach nur die Kosten. Ein entscheidender Faktor ist also, gutlaufende Produkte fortzuentwickeln und weniger erfolgreiche einzustellen. Am meisten verkauft das Unternehmen nach eigenen Angaben im Moment „Neckwear“, also Fliegen und Komplementäre wie Einstecktücher.

Chiara Krisam
Kardinal-Frings-Gymnasium, Bonn

Viel Holz vor der Hütte haben

Die Firma Knauf in Stockelsdorf macht daraus Stiele für Eis

Ist's im Sommer heiß, isst man gerne Eis. Davon profitiert die Karl Otto Knauf GmbH + Co. KG in Stockelsdorf, die Eisstiele produziert. „Unsere Produkte gehen in alle Welt“, sagt Jonas Vagt, Projektbetreuer des Unternehmens, das rund 120 Mitarbeiter beschäftigt.

Dessen Kunden sind Eishersteller, eine Handvoll große Konzerne und viele kleine. Dazu zählen Unilever, Nestlé, Deutsche Milchkontor und Eisbär Eis. In Europa gibt es nur zwei nennenswerte Hersteller von Eisstielen. Knauf ist Marktführer. „Wegen der Qualität der Produkte, die von uns sehr geschätzt wird“, sagt Stefan Staack, Einkaufsleiter von Eisbär Eis. Das Buchenholz, das Knauf verwendet, befindet sich auf einem Holzlagerplatz in Stockelsdorf. Buchenholz wird oft benutzt, da es geschmacksneutral und antibakteriell ist. Zudem kommt das Holz aus der eigenen Region, und da bei Knauf im Jahr 2500 Kubikmeter verarbeitet werden, sind kurze Transportwege von Vorteil. Die Buchen müssen gewisse Kriterien erfüllen. „Es bringt nichts, einen Stamm zu nehmen, der bloß 15 Zentimeter Durchmesser hat“, sagt Vagt. „Auch brauchen wir natürlich astfreies Holz, um möglichst viele Stiele rauszubekommen.“

Bevor ein Stamm zum fertiggeschälten Buchenholzurnier wird, wird viel Zeit in den Erwärmungsprozess des Holzes investiert. Die gedämpften Stämme werden zur

Schäl- und Stanzmaschine gebracht. Ein Meter Furnier ergeben 300 bis 500 Stiele. Die jährliche Stückzahl liegt im niedrigen einstelligen Milliardenbereich. Am Ende erfolgt der Feinschliff, und die geformten Eisstiele werden poliert, verpackt und auf Wunsch vom Kunden mit einem Brenndruck versehen.

Die Firma wurde von Karl Otto Knauf in den fünfziger Jahren gegründet. 1975 ist die Produktionsstätte in Stockelsdorf errichtet worden. Der Umsatz liegt im niedrigen zweistelligen Millionenbereich. „Er hat sich leicht nach oben entwickelt. Das rührt daher, dass wir uns von der Technologie her verbessert haben, also eine effizientere Nutzung des Holzes stattfindet“, sagt Vagt. Dadurch konnten mehr Stiele aus dem Material hervorgebracht werden.

Knauf legt großen Wert auf Umweltfreundlichkeit und Nachhaltigkeit. Die Herstellung der Eisstiele und Eislöffel erfolgt ausschließlich aus naturbelassenem Buchenholz. „Die Kunden wollen in ihrer Außenanstellung natürlich auch sagen können, dass der eingesetzte Rohstoff nach PEFC oder dergleichen zertifiziert ist“, sagt Vagt. „Für mich ist es zudem eine persönliche Freude, erzählen zu können, wo die Stiele herkommen, und dass eigentlich jeder schon mal ein Produkt aus unserem Hause im Mund gehabt hat.“

Fiona Sauer
Gymnasium Ohmoor, Hamburg

Durchs wilde Kurdistan

In den Städten der Autonomen Region Kurdistan wird auf teilweise kuriose Art Geld verdient

Die Autonome Region Kurdistan im Norden des Irak beherbergt etwa 5,5 Millionen Bewohner. Hinzu kommen rund fünf Millionen Flüchtlinge aus Syrien und weiteren Teilen des Irak, die vor dem Terror des Islamischen Staates (IS) fliehen mussten. Trotz wertvoller Naturressourcen wie Erdöl gibt es eine hohe Arbeitslosenquote. Nihad Salim Qoja, Bürgermeister der Hauptstadt Erbil, geht von 13 Prozent aus, im übrigen Irak seien es sogar fast 30 Prozent. Qoja war 1981 nach Bonn geflohen, vor dem Diktator Saddam Hussein. In Deutschland arbeitete er als Taxifahrer und Dolmetscher. Nachdem der irakische Diktator gestürzt worden war, beschloss Qoja jedoch im Jahr 2003, auch seinen Beitrag zur Verbesserung der Lage in Kurdistan zu leisten und ließ sich zum Bürgermeister der kurdischen Hauptstadt wählen.

In Kurdistan gibt es auch Gastarbeiter. Sie kommen meist aus Asien, etwa aus Bangladesch oder Nepal, und arbeiten im Unterschied zu den Einheimischen für einen viel niedrigeren Lohn. Viele von ihnen versuchen deshalb, ihr Einkommen durch anderweitige Beschäftigungen aufzubessern. Spaziert man über die Basare kurdischer Großstädte wie Erbil oder Sulaimaniyya, fällt einem sofort auf, wie skurril diese sind. Aus jeder Ecke hört man Werberufe von Straßenhändlern, die allesamt behaupten, das beste und günstigste Produkt zu verkaufen. Manche Produkte auf den einfachen, meist verrosteten Wagen mit platten Reifen der Verkäufer sind

besonders kreativ. So werden bunte Küken in allen möglichen Farben dutzendweise in Kartons verkauft. Sie sollen vor allem Kinder anlocken, für die es kaum zu fassen ist, wenn ein Küken ihre Lieblingsfarbe hat. Das Geschäft ist saisonabhängig, da die Küken kalte Wintertage auf einem einfachen Wagen oftmals nicht überleben. Ein Küken kostet die Händler 60 Irakische Dinar (IQD). Sie verkaufen diese für 1000 IQD auf dem Markt. Das sind rund 80 Cent. „Die Kinder lieben es, ein Küken in ihrer Lieblingsfarbe zu versorgen. Doch mittlerweile können sich viele Menschen das auch nicht mehr leisten und sparen das Geld lieber, um wichtigere Produkte zu finanzieren“, sagt einer des Straßenhändler. Ob bei der Bemalung der Küken sämtliche Tierschutzgesetze eingehalten werden, ist fraglich.

Auch Selfie-Sticks, also Armverlängerungen zum Schießen von Selbstportraits, sind beliebt. Oft werden diese von Kindern verkauft, um ein Zusatzeinkommen für die Familie zu sichern. Sie ziehen das obere Ende der Stangen aus und hängen diese dann an alte Stromleitungen, damit viele auf die bunten Stangen aufmerksam werden. Die Selfie-Sticks kaufen die Kinder auf dem Großmarkt für etwa 2000 IQD. Verkauft werden sie mit einem Gewinn von 1000 IQD. Den Kindern macht es Spaß, in die Stadt zu fahren, einen Wagen an einem beliebigen Ort zu platzieren und Händler zu sein.

Vor den Angriffen des IS lag das Durchschnittsgehalt bei etwa 1 Mil-

lion IQD. Diese Summe reichte für einen Haushalt aus. Mittlerweile liegt das Durchschnittsgehalt bei etwa 600 000 Dinar. Doch kann man von den Geschäften auf dem Basar gut leben? „Nein! Aber was bleibt einem übrig?“, sagt Straßenhändler Zana Majid. Viele fürchten sich sogar davor, Beamte zu werden oder im öffentlichen Dienst zu arbeiten, da die Gehälter in der jetzigen Krisensituation vier Monate im Rückstand sind. Zudem werden auch seit zwei Jahren neue Bewerbungen, etwa bei der Polizei, abgelehnt. Dies hat einen einfachen Grund: In der Vergangenheit wurden viel zu viele Beamte eingestellt. „In einem Rathaus, in dem 100 Mitarbeiter gebraucht werden, arbeiten 500 Menschen“, sagt Nihad Salim Qoja. Die jetzigen Beamten zu entlassen und auf die Straße zu setzen, ist für den Bürgermeister auch keine Option. Das betraf dann sogar junge Menschen, die gute Abschlussnoten erreichen konnten. „Zu viele Investoren haben das Land verlassen. Wir werden in Zukunft viel mehr in die Landwirtschaft investieren“, betont Qoja. Das Hauptexportmittel der Kurden sei das Erdöl. Aber dessen Preis ist zuletzt deutlich gesunken. Außerdem gebe es von Bagdad nicht viel Geld, wie Qola bedauernd feststellt. „Der Krieg kostet uns unheimlich viel Geld. Dennoch leisten die Peschmarga, also die Streitkräfte der Autonomen Region Kurdistan, einen bedeutenden Widerstand.“

Ahmed Said
Max-Ernst-Gymnasium, Brühl

Diebe müssen sich wie im falschen Film fühlen

Weltraumbahnhof, Sehenswürdigkeiten oder Gefängnisse: Videos werden immer wichtiger

Objektsicherung wird immer wichtiger. Egal ob es sich um den Einzelhandel, Banken oder ein Museum handelt: Sie alle brauchen hochauflösende Kamerasysteme. „Vor über 40 Jahren, als meine Eltern das Unternehmen gegründet haben, war der Markt noch sehr klein. Hauptsächlich wurden staatliche Gebäude, Konsulate und Flughäfen sowie Bahnhöfe ausgestattet. Damals gab es auch noch nicht so viele Anbieter, sodass Siemens, Bosch und Philips zu unseren Kunden gezählt haben. Über die Zeit hinweg sind diese dann zu Konkurrenten geworden“, erzählt Katharina Geutebrück, Geschäftsführerin der Geutebrück GmbH. 1970 gründete Thomas Geutebrück in Bad Honnef sein Unternehmen. Ihm gelang neun Jahre später der erste Durchbruch mit der Fotoüberwachungskamera XY, benannt nach der TV-Sendung Aktenzeichen XY ungelöst. Lange war sie die einzige deutsche Überwachungskamera auf dem Markt.

Heute werden die Systeme von Geutebrück unter anderem in rund 1200 Filialen der Commerzbank verwendet. Auch Myer, Australiens größte Kaufhauskette, hat sich für Geutebrück entschieden, um Ladendieben ihre Arbeit zu erschweren, indem sie ihre 68 Filialen mit 6000 Kameras ausstattete. „Die Anwendungsbereiche der Videosicherung werden immer vielfältiger“, betont Geutebrück. Hochauflösende Kameras hätten die meisten Anbieter, die etwas auf sich halten, im Angebot. Wo die meisten jedoch Probleme hätten, sei die Videoanalyse. „Die Auswertung der aufgezeichneten Bilder ist ausschlag-

gebend.“ Und diese Software ist das Erfolgsrezept von Geutebrück. Ob es sich um ein Parkhaus handelt oder ein Museum: Ein Gebäudekomplex muss rundum gefilmt werden. Beispiele für den Einsatz der Systeme in Kultureinrichtungen sind das militärhistorische Museum in Dresden, das Kunstmuseum Singen und der Katharinenpalast in Russland mit seinem Bernsteinzimmer. „Solche Kunden erhält man nur durch jahrzehntelange Erfahrung“, sagt Geutebrück. 2015 hat das Unternehmen mit seinen rund 220 Mitarbeitern 8000 Videoserver verkauft und weltweit 55 Millionen Euro Umsatz erwirtschaftet, davon entfallen 35 Millionen Euro auf Deutschland.

Hierzulande werden die intelligenten Kamerasysteme sogar für die Überwachung von Paprikafeldern eingesetzt, etwa bei der Reichenau Gemüse eG. Auf dem 11 Hektar großen Grundstück wachsen 250 000 Paprikapflanzen, die gegen Diebstahl und Vandalismus zu schützen sind. Der Gap-Park in Sydney erstreckt sich über mehrere Kilometer entlang einer schroffen Steilküste am Meer. Die Schönheit der Felsklippe wird durch Selbstmorde, Unfälle und nicht aufgeklärte Todesfälle getrübt. Die zuständige Gemeindeverwaltung fühlte sich deshalb in der Pflicht, Leben zu schützen und ließ ein Überwachungssystem von Geutebrück installieren, wodurch die Suizidrate zurückging. Verweilen Einzelpersonen dort nun lange an einem Ort, so wird ein erster Alarm ausgelöst, beim Übersteigen des Sicherheitszaunes ein zweiter, sodass ausreichend Zeit bleibt, die Person von ihrem Vor-

haben abzuhalten. Geutebrück sichert auch den Nuklear-Forschungsstandort der ANSTO in Sydney. Ähnliche Anwendungen gibt es in Kourou in Französisch-Guayana, wo man den Weltraumbahnhof der ESA sichert. Und die tschechische Hauptstadt Prag ist mit mehr als 2500 Kameras ausgestattet, die Bilder sowohl von Straßen, Schulen, U-Bahnen und überirdischen Bahnlinien als auch von historischen Gebäuden und Monumenten liefern. Die Karlsbrücke über der Moldau ist ein besonderer Besuchermagnet. Viele Touristen ignorieren die Verbotsschilder und steigen auf die mit Steinskulpturen dekorierten Brückengeländer, um sich mit dem Heiligen Wenzel fotografieren zu lassen. Solche Aktionen, die nicht nur für die Touristen selber, sondern auch für die Bausubstanz gefährlich sind, werden per Videoanalyse erkannt und gemeldet.

Nicht nur die Auswertung der Videostreams ist automatisiert, sondern auch die Alarmierung der nächstgelegenen Polizeistation. Wichtig für die Effizienz ist dabei die Fähigkeit des Videoanalysealgorithmus, zwischen kletternden Menschen und den auf den Statuen landenden Vögeln zu unterscheiden. Auch Schnee, Regen oder Wolkenketzen werden zuverlässig erkannt, sodass keine witterungsbedingten Fehlalarme generiert werden.

Wichtig ist auch die Sicherheit in Justizvollzugsanstalten. „Eine zuverlässige und leistungsfähige Video-Sicherheits-Lösung ist dabei unverzichtbar“, sagt Geutebrück.

Manuel Beinert
Tannenbusch-Gymnasium, Bonn

Ein Geistesblitz jagt den nächsten

PotzBlitz: Die Johann Pröpster GmbH kümmert sich um den äußeren Blitzschutz

Blitz und Donner sind meine Daseinsberechtigung und die beste Werbung, die wir uns wünschen können“, sagt Johann Pröpster. Selbstverständlich weiß der 78-jährige Firmengründer um die enormen Schäden, die jedes Jahr allein in Deutschland bei mehr als 1,5 Millionen Entladungen auftreten.

Der sogenannte äußere Blitzschutz ist das Hauptgeschäftsfeld der Johann Pröpster GmbH in Neumarkt in der Oberpfalz. Dabei werden wie in einem Faradayschen Käfig die Blitzeinschläge durch eine Fangeinrichtung an exponierter Stelle am Dach aufgefangen und durch eine Einrichtung auf senkrechtem Weg zur Erdungsanlage abgeleitet. Auf diesem Gebiet hat Pröpster viele seiner zahlreichen Erfindungen getätigt. Revolutionär war sein Entschluss, als Werkstoff fast ausschließlich auf Edelstahl zu bauen. Dafür wurde er anfangs belächelt, galt das Material doch als zu teuer, um es gewinnbringend im Blitzschutzbau einzusetzen. Pröpster aber erkannte, dass dessen Stabilität und Korrosionsbeständigkeit eine weitere Verzinkung und Nachbearbeitung unnötig machten und so die hohen Anschaffungskosten ausglich. Pröpster erfand auch die Multiklemme, das vermutlich vielseitigste Blitzschutzbauteil der Welt, das aus Geldmangel unpatentiert blieb und heute weltweit millionenfach nachgebaut wird. Pröpster erklärt: „Ich wollte eine Klemme konstruieren, die jede Art der im Blitzschutzbau gängigen Verbindungen gleichermaßen ermöglicht.“ Zuvor mussten die Blitzschutzbauer stets eine Vielzahl an unterschiedlichen Klemmen mitführen, das Einfädeln der Schrauben glich einer Sisyphusarbeit. Pröpster produziert heute 26 verschiedene Versionen der Multiklemme. Sie kosten im Durch-



Die Beherrschung von Blitzen ist manchmal ein Kinderspiel – wie für diesen Jungen im Museum.

Foto privat

schnitt 50 Cent. Insgesamt werden davon jährlich mehr als 2 Millionen Stück verkauft. Noch mehr, nämlich drei Millionen Stück, sind es beim Niro-Clip, seiner besten Erfindung, wie Pröpster meint. Das Schnappbauteil, in das man die Drahtleitungen nur einklinken muss, dient als Brücke zwischen Blitzschutzanlage und Hausdach oder -wand. Pröpsters „Geistesblitze“ gelten in der Branche als besonders ästhetisch, was ihn, der sich scherzhaft als „freischaffenden Künstler“ bezeichnet, besonders freut. Viel wichtiger ist ihm aber, dass seine Erfindungen zur Sicherheit der arbeitenden Handwerker beigetragen haben. Denn Pröpster war früher selbst als Monteur auf Häusern tätig.

Er stammt aus einfachen Verhältnissen, sein Vater war Landwirt. Mit seinem Wunsch, nach der Volksschule eine Schreinerlehre zu beginnen, hat ihn der örtliche Schreinermeister „abblitzen lassen“. So entschied er sich für eine Ausbildung zum Maschinenschlosser bei der Firma Dehn + Söhne, wo er unter anderem als Techniker in der Abteilung Konstruktion und Entwicklung von Blitzschutzbauteilen tätig war. 1979 folgte schließlich der Weg in die Selbstständigkeit, der in einer ehemaligen Schmiede in der Ortschaft Berg begann. Pröpster erzählt davon, wie er damals seinen ganzen Besitz, bis hin zur Wohnzimmereinrichtung und dem Mofa seines Sohnes Johann Pröpster jun., der seit 1988 als zwei-

ter Geschäftsführer wirkt, als Pfand sicherungsübergabene musste, um das notwendige Existenzgründungsdarlehen zu erhalten.

Heute hat seine Firma rund 120 Mitarbeiter und allein in Deutschland etwa 3000 Stammkunden. Ein Gang über das riesige Firmengelände überzeugt einen von der Aussage des Juniorchefs, dass man „bayernweit wohl über den größten Vorrat an Schrauben verfügt.“ 1000 Tonnen Edelstahl hat Pröpster in den Sommermonaten, der Hauptsaison im Blitzschutz, für die Kunden ständig auf Lager.

Der Kundenkreis besteht vornehmlich aus Fachfirmen von Elektrikern über Schlosser bis hin zu Dachdeckern, die, unterstützt von speziell

ausgebildeten Blitzschutzfachkräften, in der Regel die Endmontage übernehmen. In Deutschland hat Pröpster im Bereich des äußeren Blitzschutzes nach Angaben des Firmenchefs einen Marktanteil von 40 Prozent. Konkurrierende Unternehmen sind zum Teil zwar mehr als zehn Mal größer, führen aber eine weitaus umfangreichere Produktpalette, in der der Blitzschutz nur eine partielle Rolle spielt. Im vergangenen Jahr erzielte Pröpster einen Umsatz von rund 35 Millionen Euro. Die Exportquote lag bei 25 Prozent. Pröpster hat Pläne, seine Aktivitäten im Bereich des „inneren Blitzschutzes“ auszudehnen. Denn durch die wachsende Digitalisierung und die damit verbundene Ausweitung der EDV gewinnt dieses Feld rapide an Bedeutung.

Allgemein lasse sich laut Pröpster feststellen, dass das Bewusstsein für die Notwendigkeit von Blitzschutz, gerade im südeuropäischen Raum, wächst. Bedauerlich sei jedoch der immer noch sehr geringe Anteil von Privathäusern mit Blitzschutzanlage, wobei eine solche für ein normales Einfamilienhaus bereits für rund 1000 Euro anzubringen wäre. Verpflichtende gesetzliche Regelungen zur blitzschutztechnischen Absicherung gelten nur für stark frequentierte oder sehr einschlagsgefährdete Gebäude, beispielsweise für Schulen oder chemische Betriebe mit gelagerten Explosivstoffen.

Ruhig den Lebensabend zu genießen, kommt für den blitzgescheiten Optimisten Pröpster nicht infrage.

Am Ende des Gesprächs meint er, er wolle sich nochmal in seine Werkstatt begeben, um erneut etwas zu erfinden. Vielleicht wird daraus ja wieder ein Patent. Es wäre Nummer 63.

Alexander Lösch
Heinrich-Schliemann-Gymnasium, Fürth

Algen haben einen Meerwert

Die Oceanbasis GmbH stellt eine Kosmetikserie aus Algen her

Genau die Algen, die uns beim Schwimmen im Meer anekeln, wenn sie sich um unsere Beine schlingen und nach einer Flut unangenehme Gerüche am Strand verbreiten, sollen bei richtiger Verarbeitung wahre Wunder bewirken. Sie speichern nämlich wichtige Mineralien in konzentrierter Form, weshalb sie in der chinesischen Medizin eine bedeutende Rolle spielen.

Die Oceanbasis GmbH ist die erste Firma, die die Alge für eine professionelle Kosmetikserie nutzt. Seit 2001 entwickeln die drei geschäftsführenden Gesellschafter Inez Linke, Levent Piker und Christian Koch zusammen mit Universitäten, Dermatologen und Apotheken kosmetische und pharmazeutische Produkte aus marinen Wirkstoffextrakten. Seit 2008 gibt es die Kosmetikserie Oceanwell unter Verwendung der Saccharina-Latissima-Alge (Zuckertang). „Die Wirkstoffe dieser Meeres-Algen haben verschiedene positive Effekte auf die Haut“, meint Linke. Am Firmensitz in Kiel sind 15 weitere Mitarbeiter beschäftigt. Jährlich werden rund 25 000 Produkte verkauft, davon 5 Prozent nach Österreich und in die Schweiz. Der Jahresumsatz liegt unter einer Million Euro. Die Preise variieren, liegen aber bei durchschnittlich 55 Euro je 100 Milliliter.

Der Zuckertang produziert Feuchtigkeitbinder, die die Haut straffer und glatter machen, ohne dass sie austrocknet. „Es ist so spannend, was alles im Meer steckt, und es ist

so sinnvoll, es zu nutzen“, erklärt Linke. Die Anzuchtphase der Algen dauert sechs bis acht Wochen. Sie findet im Labor von Oceanbasis statt. In einem eigens dafür entwickelten Raum werden die Algen auf Aquakulturlinien in reinem Ostseewasser angezchtet. Im Januar werden sie dann in die Kieler Meeresfarm von Tim Staufenberger in der Kieler Bucht ausgebracht. Nach etwa einem halben Jahr haben sie eine Länge von 50 Zentimetern und können geerntet werden. Die Algen nehmen die Nährstoffe über die Blattoberfläche, und nicht über die Wurzeln auf. Ein Kilogramm enthält die wertvollen Elemente aus rund 10 000 Litern Meerwasser. Bei der Weiterverarbeitung werden sie gesäubert und dann in einer Mühle zerkleinert. Es folgt ein etwa vierwöchiger Gärungsprozess, der die Inhaltsstoffe zugänglich macht. Zum Sortiment zählen Hautcremes, Peelings, Duschzubehör, ein Meeres-Tonicum, Lotions und sogar ein Wellness-Tee. Oceanbasis achtet auf Umweltschutz. Man hat zudem ein erstes Langzeitprojekt unter dem Namen „Protect the Ocean“ gestartet, um das Meer und seine Bewohner zu schützen. Von jedem verkauften Artikel gibt Oceanbasis zehn Cent an ein Projekt in der Elfenbeinküste, und zwar an die Küstenbewohner von Grand-Béréby, die sich um den Erhalt der dort lebenden Meeresschildkröten kümmern.

Hannah Schuch
Wilhelm-Gymnasium, Hamburg

Manchem Kunden ist das Hemd näher als der Rock

Das gilt vor allem für die Männer, die sich in einer Hemdenmanufaktur wohlfühlen sollen

Manche Leute fühlen sich nur in ihrer Kleidung wohl. Dass mit dem Wohlfühleffekt oft auch der Preis steigt, ist kein Geheimnis. So fällt ein vom Schneider maßgeschneidertes Hemd schnell aus dem Rahmen der finanziellen Möglichkeiten. Dieses Problem kennt Christian von Campe, Besitzer der Lauterbacher Hemdenmanufaktur und Miteigentümer der Vertriebsfirma Campe & Ohff GmbH in Hamburg. Während seiner Studentzeit in Berlin konnte er kein zu seinen Vorstellungen passendes Hemd finden. Heute produziert er sie selber, und sein Konzept erfreut sich großer Beliebtheit.

Weil der angehende Betriebswirt einfach kein passendes Oberhemd finden konnte, kam er auf die Idee, industrielle Elemente mit den individuellen Wünschen und Maßen des Kunden zu verbinden.

So gründete Christian von Campe mit seiner heutigen Ehefrau und einem Kommilitonen 1996 die Vertriebsfirma Campe & Ohff, um Maßhemden unter die weniger Betuchten zu bringen. Anfangs ließen sie in Firmen in der Pfalz produzieren, später in Polen. „Die Qualität schwankte“, meint von Campe, weshalb er sich nach Produktionsstätten in Deutschland umsah. Im hessischen Lauterbach wurde er fündig. 1998 erfolgte die Übernahme der Lauter-

bacher Hemdenmanufaktur, 22 Jahre nach der Gewerbeanmeldung durch den Vorbesitzer. Heute verkauft die Manufaktur den Großteil ihrer Ware über die Vertriebsfirma Campe & Ohff und an Großkunden mit Läden in Berlin und Hamburg. Ein kleiner Showroom im Manufakturegebäude in Lauterbach dient zusätzlich als Ort des Vermessens und der persönlichen Kundenbetreuung.

Beratung ist nämlich sehr wichtig, schließlich kann der Kunde aus 1500 Stoffvarianten, 90 Kragenformen (in fünf verschiedenen Höhen), einer Reihe an Möglichkeiten für die Frontgestaltung, diverse Manschettenlösungen, bis hin zum Knopfdesign und Saumabschluss auswählen. Man kann das Kleidungsstück sogar individualisieren, indem man sein Monogramm einsticken lässt, auf der Hemdbluse oder auf der Manschette, wo immer es einem gefällt. Zudem wird die Anatomie, also bestimmte Handlungsmerkmale wie etwa unterschiedliche Schulterhöhen, berücksichtigt. All diese Informationen werden auf einem kleinen rosafarbenen Zettel festgehalten und in die Produktion weitergegeben. Sei es eine Bluse mit Reverskragen im Style der 50er Jahre oder die individuelle Gestaltung der Brust eines Smokinghemds – alles kein Problem. Der Schnitt wird von einer Maschine durchgeführt, unterstützt

von einem Computerprogramm. Dies hat den Vorteil, dass von zwei Metern Stoff pro Hemd bis zu 80 Prozent genutzt werden können. Das Zusammennähen des Stoffbausatzes obliegt anschließend den Näherinnen vor Ort. Rund 40 Maschinen befinden sich in der Hemdenmanufaktur, an denen 27 Mitarbeiter arbeiten. Ein Maßhemd kostet am Ende, je nach Stoffart, zwischen 90 und 200 Euro. Der Kundenstamm besteht überwiegend aus Männern. „In Deutschland gibt es nur drei Firmen, die auf ähnlichem Weg produzieren“, erklärt von Campe. Seine Firma produziert jährlich etwa 20 000 Maßhemden und erzielt inzwischen einen Umsatz im niedrigen siebenstelligen Bereich.

Seit zwanzig Jahren besucht das von Campe Team Verkaufsveranstaltungen von Flensburg bis München. Minderwertige Stoffe können sie sich nicht leisten. Sie sind ausschließlich aus reiner Baumwolle und stammen aus Webereien in Italien und der Schweiz. Für den Fall, dass ein Hemd aber doch einmal kaputtgeht, etwa durch Verschleiß, bietet die Lauterbacher Hemdenmanufaktur einen Reparaturservice für Kragen und Manschetten an. Schließlich zählt und zahlt am Ende der zufriedene Kunde, der wiederkommt.

Benedikt Schätz
Landgraf-Ludwigs-Gymnasium, Gießen

Erst nach seinem Tod wird der Büffel gehört

Dann entstehen aus ihm in der Eifel Hornbrillen

Was haben Elton John, François Hollande und der Dalai Lama gemeinsam? Eine Hornbrille von Hoffmann Natural Eyewear. Das Unternehmen hat seinen Sitz in Kelberg in der Vulkaneifel. Dort werden seit 1978 Hand-Made-Hornbrillen hergestellt. Die J. Hoffmann Exklusive Brillenfertigung GmbH wurde damals von Josef Hoffmann gegründet. Schon in den frühen 90er Jahren war der heutige Geschäftsführer Wolfgang Thelen im Vertriebsbereich tätig. Gemeinsam mit seiner Frau hatte er 1992 eine eigene, auf Kinderbrillen spezialisierte Firma, die IVKO GmbH, gegründet. Als man im Jahr 2000 beschloss, das Angebot auf Erwachsenenbrillen auszuweiten, übernahmen Thelen und seine Frau die Firma Hoffmann mit ihren zehn Mitarbeitern. Heute werden die Hornbrillen in 62 Ländern vertrieben. Jedes Jahr werden 15 000 Brillen und Komponenten verkauft. Der Gesamtumsatz von IVKO lag 2013 bei rund 10 Millionen Euro.

Das Horn, das als Basismaterial verwendet wird, stammt von asiatischen Wasserbüffeln. Deren Hörner werden aber erst nach dem natürlichen Ableben verwendet. In Indien werden die bis zu zwei Meter langen Hörner zu Platten gepresst und anschließend in die Eifel geliefert. Außerdem werden weitere Naturmaterialien wie Hölzer, Seide, Schiefergestein aus der Eifel oder Alpakahaar aus eigener Zucht verwendet. „Ich bin, was ich trage“, lautet das Motto von Geschäftsführer Thelen.

Horn zählt zu den ältesten Brillenwerkstoffen der Welt. Es ist leicht, hautfreundlich und löst keine Allergien aus. Der bei der Hornbearbeitung entstehende Abfall, die Hornspäne,

werden als Naturdünger in der Landwirtschaft genutzt. Der größte Konkurrent bei der Beschaffung von indischem Horn „sei die Knopfindustrie, die sehr viel Horn aufkaufe“, sagt Thelen.

Da jedes Stück Horn ein Unikat ist, wird jede Brille zu einem individuellen Produkt gefertigt. Der Endpreis einer solchen handgefertigten Fassung liegt zwischen 700 und 1400 Euro. Hoffmann Natural Eyewear hat zudem als erste Marke Hornfassungen mit feinem Gold veredelt. Im Manufakturbereich sind um die 90 Mitarbeiter beschäftigt. Insgesamt benötigt der Weg vom Wasserbüffelhorn zur Brille rund 40 Einzelschritte.

Ein ungewöhnliches Merkmal von Hoffmann-Fassungen ist, dass kein Logo an der Außenseite der Brille prangt, das von der Persönlichkeit des Trägers ablenken würde. Dies führt dazu, dass zur Kundschaft auch viele Stars, Künstler und Politiker zählen, die im Fokus der Öffentlichkeit stehen und deshalb eine „markenneutrale“, aber hochwertige Brille tragen möchten. Bekannte Persönlichkeiten, die eine Fassung von Hoffmann Natural Eyewear tragen, sind zum Beispiel Nicole Kidman, Sharon Stone, Heiner Lauterbach, Daniel Auteuil, Max Eberl und Sarah Connor.

Mit seiner Kollektion Horn & Wood Delights setzt Hoffmann auf Leichtigkeit. In einem besonderen Verfahren werden besonders dünne und leichte Horn- und Holzfassungen hergestellt. Die Herstellung von Hornbrillen ist eine Nische auf dem Brillenmarkt, die Hoffmann Natural Eyewear erfolgreich und bekannt macht.

Elisa Hoffmann
Kreisgymnasium, Riedlingen

Endlich sichtbar statt sichtbar endlich

Warnwesten von Korntex schützen Menschenleben

Es ist schnell geschehen. Eine Autobahn, ein Unfall. Und schon treten sie ins Scheinwerferlicht: Warnwesten. Mit 3 Millionen produzierten Warnwesten im Jahr ist die Korntex Deutschland GmbH Marktführer in Deutschland, wie Geschäftsführer Alexander Jurack erklärt. Unter den rund 30 Mitarbeitern hat die Hälfte einen Migrationshintergrund. „Wir leben in Stuttgart, circa 60 Prozent der Menschen hier haben einen Migrationshintergrund“, erläutert Jurack. Seit Juli 2014 müssen Warnwesten gut erreichbar in jedem Auto mitgeführt werden. Diese Gesetzesänderung wirkte sich auch auf Korntex aus: „Wir haben mehr Bestellungen bekommen“, sagt Jurack. „Der Umstand, dass man Menschenleben schützen, sei die größte Motivation für die Mitarbeiter.“

Doch nicht nur in Autos sind Warnwesten vorhanden. Deren Einsatzbereich ist breit. Kinder, die sicher zur Schule gehen wollen, tragen sie ebenso wie Arbeiter, die mit schweren Maschinen zu tun haben. Auch von der Polizei und dem Militär werden sie genutzt. Korntex wurde 2007 in Stuttgart gegründet und ist auf Arbeits- und Berufskleidung spezialisiert. Produziert werden die Warnwesten nach Auskunft des Geschäftsführers in Fernost. Die Exportquote lag 2015 bei 15 Prozent. Die Produktion von Warnwesten für den Pannfall ist günstiger als die Produktion von Westen, die täglich getragen werden und somit härtere

Anforderungen erfüllen müssen. 2016 soll der Umsatz über die 5-Millionen-Euro-Grenze steigen. Dafür entwickelt man stetig neue Ideen, um Menschen noch sichtbarer werden zu lassen. Eine aktuelle Idee, die auch schon auf dem Markt ist, ist der Rollreflektor für Rollstühle, Rollatoren und Kinderwagen. Nicht alle Materialien eignen sich für eine Warnweste. „Es gibt sowohl Glaskugelreflektoren als auch mikroprismatische Reflektoren, die im Einsatz sind. Beide sind gut, regional wird in Europa eher der Glaskugelreflektor verwendet, und in Asien sind es eher mikroprismatische Reflektoren“, erklärt Jurack. Bevor die Produkte zum Kunden gelangen, werden sie vom TÜV geprüft. Denn für Warnwesten gibt es bestimmte Normen, die einzuhalten sind. So müssen die Dicke der Streifen und die Abstände dazwischen jeweils 5 Zentimeter betragen. Im Einzelhandel kostet eine Warnweste dann zwischen 1,50 und 2,50 Euro. Trotz vorgegebener Auflagen für die Eigenschaften einer Warnweste geht Korntex auch individuell auf seine Kunden ein. Denn wenn die Vorschriften erfüllt sind, können die Farbe und die Bedruckung der Warnwesten variieren. Das zurzeit jüngste Produkt von Korntex ist ein Sicherheitsgurt für den privaten Gebrauch. Er sitzt eng am Körper, ist elastisch und stört nicht, weshalb man mit ihm ganz einfach joggen gehen kann.

Ellen Konermann
Wentzinger-Gymnasium, Freiburg

In einem solchen Aufzug fühlt man sich sicher

Stillstand als Erfolgsrezept: Über den Marktführer bei Sicherheitsbremsen

Herzrasen kann man zwar nicht mähen, wohl aber verhindern. Etwa indem man Aufzüge sicher abbremst. Die Sicherheitsbremsen des Weltmarktführers Chr. Mayr GmbH + Co. KG aus Mauerstetten sind der Grund dafür, dass tausende Menschen ohne Herzrasen in Fahrstühle steigen können, wie etwa in den des World Financial Centers in Shanghai. Solche Sicherheitsbremsen und -kupplungen befinden sich auch noch an vielen anderen Orten der Welt. In Werkzeugmaschinen oder als Teil von Theater- und Opernbühnen sind die Produkte von Mayr nicht mehr wegzudenken. Sogar als Deutschland in Brasilien 2014 Fußballweltmeister wurde, war Mayr mit seinen Bremsen live beim Finale im Stadion. Diese sorgten für die Sicherheit bei den hin- und herfliegenden Kameras über Fußballfeld, Publikum und Spieler. Die Sicherheitskupplungen von Mayr kamen bereits bei der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele 2012 in London zum Einsatz.

Das Unternehmen wurde 1897 von Christian Mayr gegründet und liegt heute in den Händen seines Enkels Fritz Mayr. Die Kunden müssen dem Unternehmen größtes Vertrauen entgegenbringen, da von den Sicherheitsbremsen das Leben

anderer Menschen abhängt. Die Bremsen dürfen niemals ausfallen. Um das zu gewährleisten, werden die Sicherheitsbremsen, bevor sie für die Kunden freigegeben werden, in Extremsituationen auf ihre Zuverlässigkeit hin getestet. „Eine elektronische Datenbank, in der die Messwerte zusammen mit den dazugehörigen Seriennummern eines Produkts archiviert werden, gewährleistet dabei eine hundertprozentige Rückverfolgbarkeit“, erklärt Bernd Kees, Produktmanager bei Mayr. Zudem bildet man selber verschiedene Berufszweige aus. Dafür besitzt das Familienunternehmen sogar eine eigene Lehrwerkstatt. „Mayr Antriebstechnik hat durchschnittlich rund 70 Lehrlinge zeitgleich in der Ausbildung. Das entspricht etwa 11,5 Prozent der gesamten Belegschaft“, sagt Personalleiterin Gabriele Müller.

Aufgrund seiner Produktvielfalt ist der Marktführer bei Sicherheitskupplungen und industriellen Sicherheitsbremsen nicht von einzelnen Kunden abhängig. Geschäftsführer Günther Klingler erläutert: „Diese Vielfalt spiegelt sich auch in der Kundenstruktur wider. Sie ist wichtiger Bestandteil, um nicht abhängig von einzelnen Branchen oder Kunden zu sein.“ So hat Mayr sogar in der Robotik seine Hand im Spiel

und hat eine Mini-Bremse für Robotergetriebe entwickelt, die bereits in einem Weltraum-Kletterroboter, dem SpaceClimber, zum Einsatz kam. Dessen intelligente Gelenke sind ein wichtiger Bestandteil seines Bewegungsapparates, da er auf Missionen in schwierigem Gelände bestehen muss. Durch die speziell für die Gelenke des Roboters entwickelte Mini-Bremse sind sehr kleine Abmessungen möglich, wodurch seine Energieeffizienz gesteigert wird. Neben dem Weltraumroboter finden die Sicherheitsbremsen auch als Bestandteil von Industrierobotern ihre Anwendung, etwa um schwerkraftbelastete Achsen zu sichern.

Die Vielfalt zählt sich aus. Der Umsatz wächst jedes Jahr durchschnittlich um etwa 8 Prozent. „Wir erwarten für das Jahr 2016 eine stabile Entwicklung, und auch die Exporterwartungen sind positiv“, erklärt Klingler. Jedoch erwähnt er ebenfalls, dass aufgrund der gegenwärtigen Situation der globalen Wirtschaft Unsicherheiten bleiben würden. Deswegen arbeiten täglich viele Ingenieure und Techniker an Innovationen für morgen. Diese werden stark beeinflusst von der Industrie 4.0.

Anna Maria Rother
Ökumen. Domgymnasium, Magdeburg

Einige finden Themen, andere sich selbst

Der Weg ist das Ziel und manchmal skurril

Gut Ding will Weile haben – was leider nicht bedeutet, dass Weile zwangsläufig gut Ding hervorbringt. So kann man mehrere Monate an einem Wirtschaftsartikel für die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ arbeiten und am Ende doch mit leeren Händen dastehen.

Das Projekt „Jugend und Wirtschaft“ versprach jede Menge Spiel, Spaß und Spannung: Man arbeitet an einem Projekt für die Schule und hat hinterher tatsächlich etwas in der Hand, was nicht „Lesetagebuch“ oder „Power-Point-Präsentation“ heißt. Außerdem lernt man etwas fürs Leben – nicht nur, wie man Zeitung liest, sich selbst organisiert und mit fremden Leuten Kontakt aufnimmt, sondern auch wie man seine Mülltonne vor seinem Nachbarn schützt und wo man online seine persönliche Maultasche konfigurieren kann. Gute Sache also. Und wenn es dann noch ein iPad zu gewinnen gibt – wer kann da schon widerstehen?

Artikeltaugliche Themen findet man an jeder Ecke. Leider suchen die Journalisten auch an jeder Ecke. Irgendwas müssen die zwölf Wirtschaftskorrespondenten der F.A.Z. mit ihrer Zeit ja anfangen. Kein Wunder also, dass die F.A.Z. schon über sämtliche Themen von Öko-Dixie-Klos bis hin zu Wurstpellen-Clips berichtet hat. Über den Rest – das Orchideen-Zucht-Labor und den Alufolien-Walzwerk-Weltmarktführer zum Beispiel – haben sich die Jugend- und Wirtschaftsteilnehmer der letzten Jahre hergemacht. Welche Idee ich auch hatte, garantiert gab es schon einen Artikel dazu.

Die besten Ideen kommen von Kindern, in diesem Fall von den Nachbarskindern, die – so klingt es – das Sackhüpfen auf der Treppe

entdeckt hatten und sich regelmäßig sonntags um 6 Uhr daran erfreuten. Ohne sie wäre ich nie auf mein Thema gekommen: Bestimmte Abrissunternehmen zersägen Reihenhäuser, damit man nicht zu intensiv am Leben der Nachbarn teilhaben muss. Der Kontakt zu einem dieser Unternehmen war schnell hergestellt, und mein engagierter Ansprechpartner überflutete mich sofort mit Informationen und war drauf und dran, mir ein Stück Sägeseil als Anschauungsmaterial zuzuschicken. Dumm nur, dass sich in dem Interview herausstellte, dass das Unternehmen in den letzten drei Jahren kein einziges Haus zersägt hatte. Macht ja nichts, trotzdem ein spannendes Thema – wäre da nicht dieser lästige Anspruch, dass das Thema wirtschaftlich relevant sein sollte.

Also gut, Thema über Bord geworfen, nochmal von vorne angefangen. Nächstes Thema: der Europamarktführer für Feuerwehrschräume – wie passend, wo mir doch so der Kittel brannte. Das Unternehmen ließ ihn noch ein wenig weiter brennen. Sollte es jemals Sammelalben für Durchwahlen geben, ist die Bitte um ein Interview der Geheimtipp, um es zu füllen: Im Handumdrehen hatte ich die Durchwahl der Sekretärin, eines Geschäftsführers und der Telefonzentrale, von wo aus ich zu einem anderen Geschäftsführer durchgestellt werden sollte. Dieser schien dafür bezahlt zu werden, „im Haus aber nicht am Platz“ zu sein. Mir wurde empfohlen, ihm eine E-Mail zu schreiben. Die Bitte um Rückmeldung hat er wohl eher als Angebot denn als Aufforderung verstanden. So kehrte ich zur telefonischen Kontaktaufnahme zurück. Immerhin hatte ich die Telefonnummern inzwischen im Kopf, sodass die

einzelnen Anrufe immer weniger Zeit kosteten. Wenn man sie allerdings im 15-Minuten-Takt wiederholt, bleibt vom Nachmittag nicht mehr viel übrig. Schlussendlich hat die Mühe jedoch gelohnt: Ich hatte den Geschäftsführer höchstpersönlich am Apparat. Ob er Zeit habe für ein Interview. „Nein.“ Ob er sich in ein paar Wochen Zeit nehmen könne. „Nein.“ Ob es jemand anderen gebe, der mir weiterhelfen könne. „Nein.“ – Danke fürs Gespräch!

Neues Thema also? Ja. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich schon ein komplettes Interview vorbereitet und die Erkenntnis, dass mich diese Vorbereitung bestenfalls vor Langeweile gerettet hatte, kam pünktlich zu meinem Geburtstag. Wie zu erwarten, verpasste mir dieser Rückschlag einen heftigen Motivationsschub und ließ mich geradezu sprühen vor Euphorie. Schließlich muss man das Ganze positiv sehen: Während ich mich am Anfang vor jedem Telefonat drückte, kann ich inzwischen so problemlos mit Fremden telefonieren, dass einer glänzenden Call-Center-Karriere nichts mehr im Weg steht.

Leider bringt mir diese Erkenntnis noch keinen glänzenden Wirtschaftsartikel ein. Wenigstens hatte ich nun Übung mit Neuanfängen. Vielleicht klappt es ja mit Sportböden oder Kabel-Schutz-Systemen aus Silikon? Und siehe da, beides unbearbeitete Themen. Doch zu früh gefreut! Zwar waren noch keine Artikel dazu erschienen, doch meine Konkurrenz im diesjährigen Jugend- und Wirtschaft-Projekt arbeitet bereits daran.

Nun schreibe ich also über meinen journalistischen Hürdenlauf – das Thema schnappt mir keiner weg!

Charlotte Simonyi
Wentzinger-Gymnasium, Freiburg

Von der Kunst, überall abzuhängen

Das Unternehmen Junique verkauft Kunst für jeden, der mehr sucht als ein gewöhnliches Poster für die Wand

Sie ist vernetzt, facettenreich und steckt voller Ideen. Gemeint ist die im Herbst 2013 gegründete Firma Junique. „Junique verkauft Kunst für jeden, der mehr sucht als ein Poster, aber nicht der Kunstkenner mit riesigem Geldbeutel ist. Es geht bei uns darum, sich mit Bildern zu umgeben, die einen ansprechen; nicht um etwas zu kaufen, dessen Wert sich in den nächsten zehn Jahren vervielfacht“, erklärt Pressesprecherin Katja Meincke. Bei Junique steht hinter jedem angebotenen Design ein Künstler, den man auf der Profilseite, in Interviews oder Videos kennenlernen kann, was laut Meincke das Produkt einzigartig mache, auch dann, wenn es kein kostspieliges Einzelstück sei. Zudem kann der Kunde entscheiden, wie er seine Lieblingsmotive erleben möchte: als Applikation auf der Kleidung, als Wohnaccessoire oder sonstwie.

Das Konzept „Art Everywhere“ ist einzigartig in Europa. Die Firmengründerin und Geschäftsführerin Lea Lange hatte schon immer viel Zeit mit der Einrichtung von Wohnungen für Familie und Freunde verbracht. Ihre Erfahrungen im Design- und Interior-Bereich aus einem früheren Job bildeten eine gute Voraussetzung. „Dabei wurde immer wieder deutlich, wie einfach es ist, Möbel und Accessoires in ganz verschiedenen Stilrichtungen und zu ganz un-



Noch gibt es den Maler dieses Bildes mit seinen Bildern nicht im Sortiment von Junique.

Foto privat

terschiedlichen Preisen zu finden. Etwas Kreatives, aber Bezahlbares für die Wand zu finden, war mit langer, aufwendiger Suche verbunden. Das wollte ich ändern“, sagt Lange.

Junique bietet allerlei Dinge an, die irgendwie mit Kunst im Zusammenhang stehen, seien es Bilder, Mode, Möbel oder Schreibwaren. Allein in der Kategorie „Wandbilder“ kann

man zwischen Premiumpostern, gerahmten Postern, Leinwandbildern, Acrylglassbildern und so weiter wählen. Ein Premiumposter kostet etwa 12 Euro, ein Leinwandbild um die 35

Euro und eine „Gerahmte Edition“ rund 90 Euro. Die beliebtesten Produkte sind Poster.

Laut Meincke hat Junique momentan mehr als 600 internationale und zeitgenössische Künstler im Sortiment und bietet mehr als 9000 Motive an. Das Unternehmen bietet seine Produkte nur im Internet an. Die Künstler werden für bestimmte Projekte oder Trendthemen ausgewählt und dann per Video auf der Unternehmenswebsite vorgestellt. Darüber hinaus werden saisonale Produktideen entwickelt, etwa für Weihnachten oder Ostern. Nachdem Junique 2014 mit dem Unternehmen Stylermarks fusionierte, sei Junique konkurrenzlos auf dem europäischen Markt, erklärt Meincke.

Junique nutzt, eigenen Angaben zufolge, neueste Drucktechnik unter Einhaltung höchster Qualitätsstandards. UV-beständige Schichten sollen bei der Produktion die Farbbrillanz sichern, und die Rahmen bestehen aus hochwertigem Echtholz. Um die Umwelt zu schützen, verwendet Junique ökologisch unbedenkliche Tinte und Biobaumwolle. Außerdem werden alle Produkte in Deutschland produziert. Der Umsatz liegt im siebenstelligen Bereich. Für die Zukunft plant man, die europäische Expansion voranzutreiben.

Johann Röh
Katholische Schule Liebfrauen, Berlin

Der Katze gönnt man sieben, dem Kater kein Leben

Ein grünes Pulver gegen die Folgen einer langen Nacht

Die Biotake GmbH aus Glashütten in Taunus will mit einem grünen Pulver namens Alcovit eine Marktlücke schließen. Mit Wasser verrührt soll es die Folgen einer langen Nacht, also den Kater, bekämpfen. Reinhard Nickchen und Klaus Jülicher gründeten ihre Firma 2006. Zuvor waren sie lange für große Pharmafirmen in Asien tätig und entdeckten die dortige traditionelle Medizin. Besonders begeisterte sie ein seltener Pilz aus Japan: der Maitake – was so viel wie „tanzen der Pilz“ bedeutet. „Maitake MD-Fraktion kann etwa ergänzend zu einer Bestrahlungs- oder Chemotherapie eingenommen werden, da es wichtige Abwehrzellen des Immunsystems wieder aufbaut“, sagt Nickchen. Er selbst nimmt das Mittel regelmäßig. „Meine Frau und ich haben nie eine Grippe.“ Der Mediziner Martin Trommlitz stellte die Maitake MD-Fraktion auf dem deutschen Allergologen-Kongress 2008 vor. Doch man scheiterte am Vertrieb des Produkts in Deutschland, wo die herkömmliche Schulmedizin das alternative Heilmittel mit Skepsis betrachtete.

Sie stießen auf ein weiteres natürliches Substrat: Zeolithe. Mit ihren vielen kleinen Hohlräumen haben Zeolithe eine große Oberfläche, sodass andere Stoffe leicht absorbiert werden, darunter Alkoholmoleküle. Zeolithe werden schon länger als schadstoffbindende Substanz in Krankenhäusern, etwa nach Atomunfällen, aber auch in Tierfutter oder zur Wasserfiltration genutzt. Auch die Verwendung als Nahrungsergänzungsmittel ist bekannt. Doch die Nutzung des feingemahlten Vulkangesteins in Verbindung mit 12 Vitaminen und Nährstoffen zur Vorbeugung eines Hangovers war bei der Gründung von Biotake neu. Die Firma hat nur drei Mitarbeiter, aber ein weltweites Vertriebsnetz. Hergestellt wird Alcovit

Med in Deutschland. „Unser Zeolith wird von Hand abgebaut und nicht, wie sonst üblich, aus dem vulkanösen Gestein herausgesprengt. Der Mahlgrad ist bei der Verarbeitung wichtig, sonst können die Alkoholmoleküle nicht gebunden werden“, erklärt Nickchen. „Wird das Zeolith zu fein gemahlen, würde der Körper es zu schnell abbauen. Ist der Mahlgrad zu grob, löst sich das Pulver nicht mehr in Wasser. Und wer will schon Sand trinken?“ Wichtig ist Nickchen, dass alle Inhaltsstoffe natürlich sind – auch die grüne Farbe, die aus Chlorophyll besteht, und der frische Limettengeschmack. Alcovit Med wird vor, während oder nach dem Alkoholgenuss, aber in jedem Fall vor dem Zubettgehen eingenommen. Eine Studie soll gezeigt haben, dass etwa 60 Minuten nach der Einnahme der Alkoholgehalt im Blut um etwa 50 Prozent reduziert war. „Es gibt viele Produkte, die viel versprechen“, gibt Nickchen zu, aber „Alcovit ist einzigartig und hat als einziges Produkt eine doppelte Wirkung: Es bindet Giftstoffe wie Alkohol und substituiert die dem Körper entzogenen Vitamine und Nährstoffe, durch deren Mangel Kater-Erscheinungen auftreten“. Diese Wirkung könnte man auch durch eine komplizierte Mischung aus verschiedenen Medikamenten erzielen, doch verspricht Alcovit Einfachheit.

Durch die Einstufung als Medizinprodukt ist es für Biotake nun möglich, das Produkt aktiv zu vermarkten. Der Registrierung ging ein aufwändiger, mehrjähriger Zertifizierungsprozess voraus. 2014 verkaufte das Unternehmen weltweit 1 Million Sachets, davon knapp die Hälfte in Russland. Der dadurch erzielte Jahresumsatz lag bei 700 000 Euro. Auch in Deutschland soll Alcovit bald auf dem Markt erscheinen.

Anne Neumann
Internat Schloss Hansenberg, Geisenheim

Wo man der Wut Raum gibt

In Halle, München und Berlin kann man in Wuträumen seinen Emotionen freien Lauf lassen

Eigentlich wollte Gastronom Hartmut Mersch nur eine Auszeit, mal was Anderes, Verrücktes machen. Jetzt ist er einer von drei deutschen Wutraumbetreibern. Seit März 2015 hat der „Wutraum München – Zerstörung aus Leidenschaft“ geöffnet. Etwa zweimal am Tag geht es dort hoch her. „Ich habe zwei Grobpakete, das eine ist das Wohnzimmer, das andere das Büro“, erklärt Mersch. Für 139 Euro können sich Kunden 30 Minuten lang austoben, anschließend erhalten sie einen Filmmittschnitt ihres Wutausbruchs. Auch Jungesellenabschiede, Firmenfeiern, Geburtstage und sogar Scheidungspartys bieten Mersch und seine zwei auf Teilzeitbasis beschäftigten Mitarbeiter an. Ein erstes Date kann man für 249 Euro buchen: Nach dem Candlelight-Dinner bei romantischer Musik wird das Mobiliar samt Tellern zerstört. „Ist ein verrücktes erstes Date“, gibt auch Mersch zu. Das erfolgreichste Angebot sei das klassische Büro. „Weil hier in München einfach alle im Büro arbeiten.“ Viele Kunden reisen aus Österreich, Frankreich, Holland oder Tschechien an.

Ähnlich sei das auch in Halle, berichtet Wutraum-Macher Marcel Braun. Die wenigsten Kunden des „Schlag dich fit – Deutschlands erster Wutraum“ kämen aus Halle. Ein Großteil reise aus anderen Städten an, obwohl es dort zum Teil ebenfalls Wuträume gibt. „Aber die wollen halt zum ersten und zum Original“, sagt Braun stolz. Der Wutraum in Halle, der im August 2014 eröffnet wurde, ist der älteste in Deutschland. Die Idee haben die Betreiber Braun, der hauptberuflich in der Transportbranche tätig ist, und Ronny Rühmland, Selbständiger in Ladenbau, aus den Vereinigten Staaten. „Wir haben im Internet gesehen, dass es so was gibt und gedacht, das könnte hier auch funktionieren“, sagt Braun. Der Hallenser Wutraum ist in einer

alten Schlachtfabrik beherbergt, die die Betreiber angemietet haben. „Da ist ringsherum weiter nichts, da kann man sich komplett auslassen mit seiner Lautstärke“, erzählt Braun. Auch hier ist das Angebot breit: vom klassischen Wutraum über Polterabende bis hin zum Zerstören alter Autos auf dem Hof. Kunden lassen sich das 179 Euro kosten. Das Aufräumen des Wutraums nach einer halben Stunde Zerstörung schafft man ebenfalls in 30 Minuten, meint Braun. „Dass ein Glassplitter in einen Handschuh reinrutscht und dass es so kleine Schnittwunden gibt, passiert öfter mal.“ Schlimme Verletzungen habe es aber noch nie gegeben. Und um das zu vermeiden, sei immer eine Aufsichtsperson dabei, die Verhaltenstipps gebe, etwa zum Umgang mit Werkzeugen. Außerdem gebe es am Anfang eine Belehrung, bei der die Kunden erfahren, was sie machen dürfen und was nicht. „Und da halten sich die Leute auch eigentlich dran.“ Der Wutraum wird jede Woche etwa drei bis vier Mal besucht, die Kunden sind zwischen 18 und 40 Jahre alt. „Da sind Doktoren, Manager, IT-Leute, von A bis Z alles dabei“, erzählt Braun. Es kommen genauso viele Frauen wie Männer. Und es gibt sogar schon Stammkunden. Seit einiger Zeit finden im Wutraum in Halle auch Anti-Aggressions-Seminare für Schulklassen statt. Die komplette Klasse benutzt den Wutraum in mehreren Gruppen und hält danach mit einem Anti-Aggressions-Trainer Rollenspiele ab, gegen Mobbing und gegen Gewalt an Schulen.

Auch in München wird der Wutraum nicht nur „zwecks Spaßfaktor“ benutzt, erzählt Mersch. „Ich habe auch Leute, die das Ganze mit einem Hintergrund nutzen, die kommen auch teilweise mit psychologischer Begleitung.“ Dabei handele es sich meistens um Angstabbauseminare, bei denen Ängste der Patienten in Aggressionen umgewandelt werden.

Die Möbel, die den Aggressionen zum Opfer fallen, kommen von Haushaltsauflösungsfirmen, Umzugsfirmen und Second-Hand-Möbelhäusern. Mersch bezieht defekte Elektrogeräte von Elektrogroßhändlern. Bezahlen muss er dafür nicht: „Teilweise verlange ich Geld für die Entsorgung.“ Denn die zerschlagene Einrichtung wird vor Ort entsprechend entsorgt, und dafür fallen zum Teil auch Kosten an.

In Berlin gibt es seit April 2015 den Crash Room, seine zwei Wuträume werden jede Woche zwei bis drei Mal besucht. Hier können sogar Minderjährige ab 14 Jahren in Begleitung ihrer Eltern den Standard Crash Room für etwa 125 Euro und den Crash Room Deluxe für etwa 140 Euro zerstören. Ohne Altersbeschränkung bietet Geschäftsführer Christian Block auch „Action Painting“ als kreative Form des Stressabbaus und „Tortenschlachten“ an. Der jährliche Umsatz liegt nach eigenen Angaben zwischen 15 000 und 20 000 Euro.

Christian Block hält es für möglich, dass weitere Wuträume in Deutschland öffnen. Dies sei nicht in seinem Sinne, weshalb er sich mit Informationen über seinen Crash Room bedeckt hält. Er weist jedoch auf den hohen Aufwand durch manuelle Arbeit, Kundenbetreuung und Logistik hin: „Jeder Euro ist hart verdient, und es reicht nicht, ein paar Möbel in einen Raum zu stellen.“ Der Münchener Wutraumbetreiber Hartmut Mersch hat die Marke Wutraum beim Patentamt schützen lassen. Weitere Konkurrenz sei damit nicht ausgeschlossen, aber „nicht mehr unter dem Namen Wutraum, die müssen sich ein anderes Marketing einfallen lassen“. Und das tun sie: In Nürnberg entsteht unter dem Namen „Rage Room“ der vierte deutsche Wutraum.

Marie Frieling
Mallinckrodtgymnasium, Dortmund



Das Werkzeug als Kunstwerk: Der umstrittene Zürcher Hafenkran ist inzwischen wieder abgebaut.

Foto privat

Mozart in Sneakern

Zwischen Steinway und Synthesizer: Ein junger Pianist und seine vielen Talente

Der Scheinwerfer lässt den schwarzen Lack des Flügels schimmern. Es kommt nicht oft vor, dass die Schüler in der Aula des Albert-Einstein-Gymnasiums so leise auf ihren Sitzen verharren. Selbst die letzte Reihe verkneift sich jeglichen Ausruf. Ein junger Mann thailändischer Abstammung, mit eleganter Kleidung und Brille, betritt die Bühne. In seiner rechten Hand ein Notenheft, das er auf dem Klavier platziert, bevor er sich setzt. Die Finger legen sich auf die Tasten, und der erste Klang von Robert Schumanns Allegro Opus 8 bricht die Stille im Saal.

Auftritte wie dieser sind längst keine Herausforderung mehr für Marc Lohse, das 17-jährige Ausnahmetalent Frankenthals. Seine Anfänge machte der damals Dreijährige an der Geige. Mit der Chance, ein Musikinstrument zu erlernen, wollten ihm seine Eltern etwas ermöglichen, das sie selbst nie in ihrer Jugendzeit hatten. „Sie sollten laut meinen Großeltern etwas Gescheites erlernen“, erklärt Marc. Im Alter von zehn Jahren beginnt er mit dem Klavier und findet damit sein Lieblingsinstrument. In der 5. Klasse entschied er sich dafür, in

die Bläserklasse zu gehen und fing an, Posaune zu spielen. Der junge Musiker beherrscht derzeit drei Instrumente, auch wenn er das dritte selbst nicht als seine größte Stärke einstuft. „Dazu fehlt mir einfach oft die Luft“, scherzt der junge Mann mit dem absoluten Gehör.

Zweimal die Woche geht Marc in die Musikschule, wo er zwei Stunden mit seinem Lehrer übt. Damit ist das Üben aber nicht getan. „Auch wenn es nur 20 Minuten täglich sind, reiße ich mich eben zusammen und spiele konzentriert das Stück, bis ich mit mir zufrieden bin und sagen kann, ich habe was gemacht.“

Das ständige Üben ist essentiell für einen Musiker. Denn die Konkurrenz schläft nicht, wenn man bei Konzerten in Mailand, Oslo, Rom und Istanbul sein Können unter Beweis stellen muss, was Marc, betrachtet man die Kritiken, durchaus tat. Im März beendete er frühzeitig seine schulische Ausbildung am Frankenthaler Albert-Einstein-Gymnasium, da er Teilnehmer der Begabtenförderung mit Verkürzung der Schulzeit war. Die Musik sei während der Abi-Vorbereitung eine angenehme Abwechslung vom stressigen Lernen gewesen, sagt er.

Im Sommer steht die Aufnahmeprüfung an der Mannheimer Musikhochschule an. Doch Marc ist zuversichtlich, denn er ist schon seit einiger Zeit als Vorstudent eingeschrieben und hat bereits Erfahrungen mit seinem Professor und dem Orchester der Hochschule gesammelt. Er misst sich auch gerne mit anderen Musikern in Wettbewerben. So kam es dazu, dass er unter anderem den 1. Platz bei „Jugend musiziert“ in Bitburg, Luxemburg und in Karlsruhe am Klavier erspielte. Aber auch er macht manchmal Fehler, so in der zweiten Runde eines Landeswettbewerbs, als Marc ein Stück von Schumann spielte und auf einmal aus dem Takt kam und die Hände von den Tasten zog. „Das ist das Schlimmste, was du als Pianist machen kannst.“ Doch nach einem tiefen Atemzug spielte er weiter. „Ich habe danach so gut gespielt wie noch nie“, erzählt er stolz. Neben dem Leben als hochbegabter Musiker ist Marc ein ganz normaler und überaus beliebter Jugendlicher. Seit einiger Zeit spielt er in der Indie-Synthesizer-Pop-Band „Late4Breakfast“.

Kerim Gür
Albert-Einstein-Gymnasium, Frankenthal

Cedric spielt gerne auf

Vom Schlagzeug zum Badmintonschläger, und dazwischen Akkordeon und Geige: Eine vielfältige Begabung verlangte schließlich eine Entscheidung

Das Licht geht aus. Die Spannung steigt. Für Cedric ist das eine ganz normale Situation. Der Bietigheimer ist 15 Jahre alt. Seine drei Geschwister spielen Akkordeon, Keyboard und Trompete. Seine Mutter ist begeisterte Klavierspielerin, und sein Vater hat am Badischen Konservatorium in Karlsruhe klassisches Schlagzeug studiert. Damals wie heute spielt er in verschiedenen Orchestern und Bands und gibt Schlagzeugunterricht. Dies war auch der Grund, weshalb Cedric schon im Alter von vier Jahren mit Musik in Berührung kam, denn sein Vater setzte ihn vor sein Schlagzeug. Cedric war mit voller Begeisterung dabei und bekam ein eigenes Schlagzeug. Doch es kam, wie es kommen musste: Der Unterricht bei seinem Vater führte wegen Spannungen zum Abbruch.

Cedric nahm daraufhin beim Harmonika-Spielring in Mörsch an der musikalischen Früherziehung teil. Im Alter von fünf Jahren begann Cedric mit dem Einzelunterricht im Akkordeon. Seine Lehrerin meldete ihn schon nach einem Jahr zu seinem ersten Akkordeonwettbewerb an. Cedric und seine Eltern saßen mit pochendem Herzen im Zuschauerraum und warteten auf die Entscheidung. Letztendlich bekam er dann leider keinen Pokal, aber als jüngster Teilnehmer eine Medaille. Dies war für Cedric ein großer Ansporn, noch mehr für die künftigen Wettbewerbe zu üben. In der Folge erzielte er zahlreiche erste und zweite Plätze bei regionalen Wettbewerben. Gekrönt wurde sein Engagement durch den ersten Platz beim Landesfinale Jugend musiziert 2012 im Akkordeon-Duo und

den sechsten Platz beim Finale des Deutschen Akkordeonmusikpreises Solo.

2010 hatte er den Wunsch, auch Geige zu lernen, wozu er von David Garret inspiriert wurde. Dieser Wunsch stieß zunächst auf wenig Gegenliebe bei seinen Eltern. Diese witterten aber immerhin eine Chance, ihn so vom Fußballspielen abzubringen und boten ihm den Unterricht an, wenn er mit dem Fußball aufhörte. In der Folge musste Cedric nicht lange überlegen und teilte seinen Eltern am nächsten Morgen seine Entscheidung mit. Diese lautete: „Ihr könnt mir einen Geigenlehrer suchen!“ Nach kurzer Suche fanden sie einen griechischen Berufsgieger. Durch seine musikalische Vorbildung machte Cedric auch bei der Geige schnell Fortschritte. Neben verschiedenen Geigenverspielen

In der Ruhe liegt die Kraft

Der Künstler Siegfried Assmann

An den Wänden hängen überall helle Gemälde, es stehen große, grau-grüne Wachsfiguren auf weißen Tischen. Aus großen Fenstern hinaus in den Garten sieht man zahlreiche, große, dunkle Figuren. Der Schöpfer all dieser Gemälde und Figuren ist Siegfried Assmann. Mit seinen 92 Jahren sitzt er schick gekleidet mit einem roten Pulli, einem weißen Hemd darunter und einem blauen Tuch um den Hals in seinem schwarzen Sessel im Atelier in Großhansdorf bei Ahrensburg in Schleswig-Holstein.

Als Glasmaler seit 1951 tätig, gestaltete er in weit über 80 Kirchen die Kirchenfenster, darunter zwei Kirchen in Caracas, der Hauptstadt Venezuelas. Geboren wurde der Künstler in Kirchplatz bei Posen, wo er sich zunächst eine Zukunft als Musiker vorstellte, bis er 1943 als Soldat in der amerikanischen Kriegsgefangenschaft seine Passion für das Zeichnen und Malen entdeckte. Die Kriegsfolgen zogen ihn nach Westen, wo er 1947 an der Hamburger Landeskunstschule ein Studium der Malerei, Wandgestaltung und Graphik begann. Schon bald entwickelte Assmann sein Interesse an der Bildhauerei. 1952 erhielt er seinen ersten öffentlichen Auftrag, die Fenster für die Kreuzkirche in Hamburg-Ottensen.

„Der Mensch kann sich manchmal selbst nicht zur Ruhe bringen“, sagt Assmann, der mit seinen Kirchenfenstern erreichen möchte, dass Menschen in die Kirchen kommen und dort ein Gefühl von Ruhe und Geborgenheit empfinden. „Unsere ganze Umwelt wurde von Künstlern gestaltet, und ich wollte einer von ihnen sein“, sagt er lächelnd.

Assmann beschäftigt sich vor allem mit religiösen Themen und versucht zu veranschaulichen, dass wir uns in der Hand eines Höheren befinden. Die Körperhaltung und die Bewegung der Menschen spielen dabei eine große Rolle, denn er probiere die Posen selber aus. Um die Statue der Eiskunstlerin zu modellieren, erlernte er selbst das Eislaufen, um so ein Gefühl für Bewegung und Haltung zu bekommen.

Eine Wanderausstellung mit ausgeführten Fensterentwürfen und mit solchen, die nicht zur Ausführung gekommen sind, war kürzlich in der Kirche Schmalenbeck bei Hamburg zu sehen. Die Ausstellung wandert in andere Kirchen, in denen er tätig war, wie das Kloster Nütschau bei Bad Oldesloe. Auf einer Leinwand, direkt gegenüber der dunkelbraunen

Eingangstür, begrüßte ein Bild von Siegfried Assmann die Besucher. Die Ausstellung startet danach mit einem seiner ersten Glasmalerei-Kartons, nämlich einem abstrakten Kammerquartett, das seinen ursprünglichen Berufswunsch widerspiegelt. Für die Kreuzkirche in Ottensen entwarf Assmann 1953/1957 Querhausfenster und für die Hauptkirche Kiels, die Nikolaikirche, gingen die Fenster ebenfalls aus seinen Skizzen hervor. Sie zeigen den für Assmann in den späten 50er Jahren charakteristischen Farbklänge aus Blau, Braun- und Grautönen.

Barmherzigkeit ist das Thema einer Vielzahl seiner Werke, wie auch in dem Bild „Werke der Barmherzigkeit“, einem von vielen Exponaten der Ausstellung. Das auf einem Holzhintergrund positionierte Werk ist überzogen mit einer goldenen Patina und getrennt in vier Teile durch ein Kreuz mit der Christusfigur, auf denen jeweils eine Szene aus den Evangelien dargestellt ist. Mit einbezogen ist die Speisung der 5000 aus dem Neuen Testament, denn in den beiden unteren Ecken des Bildes sieht man Menschen, die zu essen und zu trinken bekommen. An die Heilung eines Kranken erinnert die Szene im rechten oberen Viertel: Der Kranke wird auf einem Bett zu Jesus getragen. Nur ein paar Habseligkeiten haben die Menschen in der oberen linken Ecke in der Hand.

„Hier finden wir den aktuellen Bezug zu dem Flüchtlingsdrama“, erklärt Wolfgang Krüger, der seit 22 Jahren als Pastor in Schmalenbeck tätig ist. Es ist auf dem Bild nicht unbedingt Jesus, der den Leidenden hilft, sondern das Bild lässt dem Betrachter Spielraum für eigene Interpretation. „Die Bilder lassen deutlich werden, was Glaube, Liebe und Hoffnung in dieser Welt verändern können“, schwärmt der 58-jährige Pastor.

Die Ausstellung wurde im März mit einem Gottesdienst und rund 200 Besuchern eröffnet. „Es gibt eine richtige Fangruppe für Assmann“, sagt Janhinnerk Voß stolz. Der 51-Jährige ist seit 14 Jahren Bürgermeister in Großhansdorf. Wegbeschriftungen nahe der Autobahn weisen auf Assmanns Atelier hin. So unterstützt die Gemeinde den Künstler, der zurzeit an einer großen Scheibe mit der Darstellung von Jakobs Traum für die katholische Kirche in Glinde bei Reinbek arbeitet.

Cynthia Wandt
Stormarnschule, Ahrensburg

musikalischen Engagement wurde ihm auch im Badminton sport früh außerordentliches Talent bescheinigt, so dass er bei verschiedenen Kaderlehrgängen und nationalen wie auch internationalen Turnieren mitmachte. Doch dies führte relativ schnell zu Terminüberschneidungen, wobei er sich bislang immer für die Musik entschied. Aktuell drängt es ihn aber mehr zum Sport. So will er in diesem Jahr letztmalig am Akkordeonwettbewerb in Rheinstetten-Mörsch teilnehmen. Eine reine Profimusikerkarriere kommt für ihn nicht mehr in Frage. Seine Eltern respektieren seine Entscheidung, wären aber enttäuscht, wenn er nach all seinem Aufwand mit dem Musizieren komplett aufhören würde.

Vanessa Dauth
Wilhelm-Hausenstein-Gymnasium
Dürmersheim

Zwei grüne Da(u)men

Wie zwei Rentnerinnen zu gefragten Kräuterexperten wurden

Ein Garten voller Kräuter und Pflanzen aller Art. Umgeben von Grünem und allem, was blüht, fühlen Annemarie Harzbecher und Cornelia Pietsch, zwei langjährige Freundinnen, sich wohl. Sie kennen sich aus mit allen Tücken, Tricks und Wundern der Natur. Für die beiden ist das Rentnerdasein keinesfalls langweilig. Ganz im Gegenteil: Denn ihren grünen Daumen halten sie nicht geheim. Mit geübtem Blick begutachten sie den Küchengarten von Schloss Lomnitz in Niederschlesien in Polen.

Der Garten ist nur eines von vielen Projekten, das sie betreuen und unterstützen. Mit stolzem Blick erklären sie, dass sie die gesamte Fläche von 800 Quadratmetern in vier Tagen bepflanzt haben. Das Ergebnis kann sich sehen lassen. Salate, Gurken und Möhren wachsen links und rechts. Unter strahlender Sonne zupfen sie inmitten des Pflanzenmeeres emsig Unkraut und planen neue Beete.

Man erkennt die zwei mittelgroßen Frauen schon von weitem an ihrer behäbigen Arbeitsweise. Annemarie Harzbecher, 1944 in Glogau, dem heutigen Głogów in Polen, geboren, ist gelernte Gärtnerin. Gemeinsam mit Cornelia Pietsch, die drei Jahre später in Weißwasser im Landkreis Görlitz geboren wurde, teilt sie ihre Leidenschaft für Gärtnerei. Annemarie Harzbecher trat in der ehemaligen DDR der CDU bei und war 23 Jahre bis kurz nach der Wende Bürgermeisterin. Erst nach einem Autounfall kam sie wieder zur Gärtnerei und arbeitete neun Jahre als Geschäftsführerin des Fördervereins der Fürst Pückler Region, der sich mit den Parks und Gärten beiderseits der Neiße, einschließlich des Muskauer Parks, beschäftigte. Die Aktion „Natur im Garten“ aus Niederösterreich wurde für die Region übernommen und war durch die Zertifizierung der beteiligten Gärten mit einer Plakette erfolgreich. Ebenso der jährlich stattfindende Tag des offenen Gar-

tens, der viele Interessenten und Besucher mobilisierte. Die 2013 in Rente Gegangene setzte sich aber noch lange nicht zur Ruhe. Bis heute erledigt sie Angelegenheiten für die Gartenakademie Sachsen-Anhalt am Computer und hilft hier und da mit einigen Ratschlägen. Gerade plant sie gemeinsam mit der Projektkoordinatorin ein europäisches Treffen von Kräuterfrauen für die nächste Mittsommernacht 2016 in Zichtau.

Neben dem Küchengartenprojekt in Lomnitz bereitete das Duo noch den Weg für ein deutsch-polnisches Kinderprojekt. Cornelia Pietsch versteht sich gut mit Kindern und absolvierte von 1966 bis 1970 ein Fernstudium als Erzieherin. So konnte ihre Arbeit als Kindergärtnerin und anschließend Hortnerin die Partnerschaft zwischen einem Kindergarten aus Weißwasser und dem polnischen in Mysłakowice, einem kleinen Dorf rund 80 Kilometer von der deutschen Grenze entfernt, ermöglichen.

Schockiert von dem ungesunden Essen, veranstalteten sie ein Faschingsfest mit gesundem Büffet. Gemüse aller Art fand sich dort für die Kinder auf bis dahin unbekannte Weise präsentiert. Die Begeisterung der Kinder blieb nicht aus, und so beschloss die polnische Kindergartenführung, einen Garten anzulegen und täglich ein gesundes Frühstück anzubieten. Mit einem Lächeln berichtet sie, dass der Garten bis heute genutzt wird, auch wenn das Partnerprojekt beendet wurde.

Für die beiden heißt das aber nicht, dass sie nun die Beine hochlegen können. Denn nach jahrelangem Betreuen anderer Gärten widmen sie sich nun ihrem eigenen in Weißwasser. Und dieser gedeiht und sprießt. Es verwundert deshalb nicht, dass dies Aufmerksamkeit auf sich zieht. Seit fünf Jahren organisieren sie zwei Mal im Monat sogenannte Kräuterseminare. Bis zu 12 Personen je Seminar können sich anmelden. Das Heilkraut mit dem unaussprechlichen Namen



Wann wird's mal wieder richtig Sommer? Im niederländischen Domburg ist man bereit.

Foto Alissa Rudersdorff

Umckaloabo, das sie zum Überwintern ins Haus nehmen, ist nur eine von vielen Seltenheiten. Hierbei geht es nicht darum zu lernen, wie welche Pflanze heißt. Vielmehr erklärt Harzbecher den Besuchern im Garten die Wirkung und den Nutzen der Kräuter. Was man aus den Pflanzen Essbares herstellen kann, zeigt Pietsch anschließend in der Küche und kocht gemeinsam mit den Teilnehmern eine gesunde Mahlzeit und verkauft dabei selbst hergestellte Kräuterliköre und Weine.

Schmunzelnd erklärt sie, dass es häufiger vorkomme, dass einige Leute nur den Namen der Pflanze kennen, jedoch nicht wissen, dass sie diese grade in den Händen halten. Heilpraktiker, Ärzte und vor allem Vegetarier finden den Weg zu den Frauen, manche sogar schon ein viertes bis fünftes Mal, und bringen oft jemand Neues mit. Die Gründe für den Erfolg sind simpel und nicht schwer zu erraten. Vegetari-

er lernen, was sie als Fleischersatz in ihrem Garten finden. Ärzte und Heilpraktiker profitieren von den vielen Haushaltstipps und geheimen Tricks, die die zwei auf Lager haben. Ringelblumensalben, Kamillensalben, Rotöl vom Johanniskraut und Sportsalben kann schließlich nicht jeder selbst zuhause machen.

So müssen die Zwei sich immer wieder etwas Neues ausdenken, was aber im Alltag machbar ist. Es gehe darum, dass die Besucher nach einem Arbeitstag nicht zu viel Zeit und Aufwand bräuchten, um gesund leben zu können, sagt Cornelia Pietsch. Deshalb sind die beiden immer dabei, Rezepte interessanter zu machen oder sich eigene auszudenken. „Wir wandeln um, bis es uns schmeckt“, lacht Pietsch. Spitzweggerich-Pesto, Nutella aus Avocado oder ihr neuester Renner Orangenbutter, die von den Gästen sogar pur mit dem Löffel verzehrt wird. Auch ganze Schulklassen finden den Weg

zu den Damen. Aufgeteilt auf zwei Gruppen lernen Kinder, wie gesunde Ernährung aussieht. Dabei entdecken sie nicht nur die Pflanzen, die wohl jedem bekannt sind. Auch die Cola-Pflanze und ein enDost, der riesig wird und Schmetterlinge, Bienen, Hummeln und andere Scharen von Tieren ernährt, gibt es im Garten.

Glücksend erzählt Annemarie, wie sie einmal Kinder beauftragte, alle Kräuter zu sammeln, die ihnen gefielen und sie dann in einen großen, mit Wasser gefüllten Kessel zu werfen. Dass die Kinder Tee kochten, war ihnen gar nicht bewusst. Und dass dieser Tee auch noch gut schmeckte, überraschte sie umso mehr. „Da habe ich mich gewundert und gefragt, was es denn zuhause für den Tee nähme. Daraufhin antwortete das Kind nur kurz: einen Beutel.“

Anna von Küster
Augustum-Annen-Gymnasium, Görlitz



Wenn Bäume reden könnten, hätten sie viel zu erzählen.

Foto privat

Wie Bäume zu Büchern werden

Förster Karlheinz Miarka hat auch viel Holz in seiner Hütte: eine ganze Xylothek

Eine Xylothek ist kein Xylophon. Als die 53-jährige Erzieherin und Waldpädagogin Marion Miarka in der Zeitung darauf stieß, wollte sie die Xylothek im Kloster Neresheim ansehen. Es wurde ihr jedoch nicht gewährt, woraufhin ihr Mann sagte: „Dann baue ich dir eben eine!“ So entstand die einzige Xylothek in privater Hand im Haus der Miarkas in Ohmenheim auf der Schwäbischen Alb. Die 221 Holzbücher sind im Wohnzimmer ordentlich in Regalen aufgereiht.

„Man kann darin jedoch keine Buchstaben lesen“, sagt der 56-jährige Forstwirt. Im Inneren des Buchs über den Chinesischen Gemüsebaum gibt es, so wie in allen anderen Büchern auch, nur Samen, laminierte Blätter, Blüten, Knospen und Früchte des Baums. Der Buchkasten wird komplett aus dem Holz dieser einen Baumart geschreinert. Der Rücken eines 24 Zentimeter hohen Buchs ist mit der Rinde, dem deutschen Namen des Baums und einer Nummer versehen, letztere ordentlich mit einem goldenen Stift auf ein rotes Lederband geschrieben. In einer entsprechenden Liste werden die deutschen und lateinischen Namen sowie das, was an Materia-

lien von dem Baum vorhanden ist, festgehalten.

Da das Holz erst zugeschnitten werden und trocknen muss und nach dem Verleimen wieder trocknen muss, kann sich die Herstellung eines Buchs bis zu einem Jahr hinziehen. Zum Schluss streicht es Miarka mit Klarlack. Das Material sammelt das Ehepaar meistens selbst oder erhält es von Bekannten. Außerdem haben sie Kontakt zu einer Baumschule in Italien. Sie stoßen auch ganz zufällig auf Hölzer, die in ihrer Sammlung fehlen. In Italien wurde beispielsweise ein wuchernder Oleander am Straßenrand geschnitten. Miarkas hielten an und fragten, ob sie ein wenig davon mitnehmen dürften. Sie haben dazu immer ein Beispiexemplar dabei, um zu zeigen, wofür sie es benutzen möchten. „Keiner hat bis jetzt Nein gesagt“, sagt Miarka.

Das erste Buch in Miarkas Xylothek war 2007 eine Traubeneiche aus Baumschnittabfällen. Danach arbeiteten sie mit dem Botanischen Garten in Tübingen zusammen, wo sie einige Sorten bekamen und von März 2013 bis Februar 2014 eine Ausstellung hatten. Von da an entstanden immer mehr Bücher, im

Schnitt 20 bis 30 im Jahr. Das älteste Holz ist von einer Mooreiche und wurde bei der Stadtkernsanierung in Nattheim gefunden. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, dass es von 1355 bis 1459 stammt. Weil es früher noch keine asphaltierten Straßen gab, wurden Wege mit Eichenbohlen für Kutschen befahrbar gemacht. Als man Straßen baute, ließ man die Bohlen liegen und überbaute sie. Je krummer das Holz ist, desto mehr braucht Miarka davon, da er nur gerade Stücke für das Buch verwenden kann. 10 Zentimeter Durchmesser und 120 Zentimeter Länge reichten ihm jedoch aus. Die Verarbeitung mancher Hölzer ist dennoch anstrengend, weil sie giftig sind, sodass Karlheinz Miarka Mundschutz und Handschuhe tragen muss.

Den materiellen Wert eines Buchs schätzt Karlheinz Miarka auf 100 Euro. Der ideelle Wert sei jedoch größer, dennoch wollten seine Kinder die Xylothek nicht weiterführen. „Mit dem Tod von uns beiden wird auch die Xylothek ihr Ende finden, sollte bis dahin keine Lösung gefunden worden sein.“

Laura Stütz
Rosenstein-Gymnasium, Heubach



Das kommt einem spanisch vor: Felsformation vor Mallorca

Foto privat

Leo lernt kinderleicht

Ein 14-Jähriger mit ungewöhnlichem Gedächtnis / In Spanien wurde er gemobbt

Mama? Wie stehen Mond, Erde und Sonne gerade zueinander?“ Die Frage beschäftigte den knapp drei Jahre alten Leo, als er die Mondfinsternis beobachtete. „Damals bemerkte ich zum ersten Mal, dass er irgendwie anders ist als andere Kinder“, erzählt seine Mutter und lacht.

Ähnliche Fragen hat die 52-Jährige schon oft von ihrem Sohn gehört, denn Leo hat eine spezielle Art von fotografischem Gedächtnis. Dies ist aber bei ihm nicht mit der Fähigkeit zu verwechseln, sich bestimmte Bilder zu merken, was unter Experten als Inselbegabung oder auch Savant-Syndrom bekannt ist. „Bei mir hingegen ist es so, dass ich eine Information nicht mehr vergessen kann“, erklärt der 14-Jährige mit den braunen Augen selbst, während er sich durch die dunklen, leicht gelockten Haare fährt. Das Besondere an der Art, wie er sich Dinge merkt: Er entwickelt Zusammenhänge, wo es eigentlich gar keine gibt: „Die Hauptstadt von Usbekistan, Taschkent, merke ich mir zum Beispiel mit Brasilien.“ Er weiß selber nicht, was Taschkent mit Brasilien verbindet, doch in seinem Gehirn entsteht auf irgendeine Weise die Verknüpfung, die es ihm ermöglicht, die Information zu behalten.

Die Hauptstadt von Burkina Faso lässt ihn anfangen zu singen. Man könnte an Volksmusik des Landes denken. Tatsächlich aber handelt

es sich um die rumänische Nationalhymne. Leo kennt viele Nationalhymnen: „Oft merke ich sie mir nach dem ersten Hören, auch wenn ich nicht weiß, was der Text bedeutet.“ Das muss er dann allerdings möglichst bald in Erfahrung bringen, denn wenn er eins nicht leiden kann, dann ist es, dass eine Frage offenbleibt.

Leo steht vom Sofa auf, das mit vielen Deckchen und Kissen bedeckt ist. Sein Ziel ist eine der Weltkarten, die an der Wand hängen. Groß wie er ist, verdeckt er die Karte zum Teil, aber man erkennt, was er zeigen möchte: die spanische Insel La Palma, die in etwa auf der Höhe von Marokko liegt. Nach einer Urlaubsreise entschieden seine Eltern, ein Logistik-Unternehmer und eine Hausfrau, dort zu bleiben – bis vor eineinhalb Jahren. Und dann? Warum sind sie von der beliebten Urlaubsinsel, auf der die kältesten Temperaturen 18 Grad sind, in ein Dorf bei Hamburg gezogen? „Das Schulsystem. In Spanien wurde Leo nie seinen Fähigkeiten entsprechend behandelt und sogar gemobbt. So konnte es nicht weitergehen. Seitdem geht er hier in die 9. Klasse eines Gymnasiums“, berichtet seine Mutter, die neben ihrem Sohn recht klein wirkt. „Er hat gute Noten, aber er könnte noch besser sein, wenn er nicht so faul wäre“, versichert die Mutter liebevoll tadelnd. „Ich brauche fast nicht lernen“, sagt Leo.

„Wenn ich mir etwas merke, dann in der Regel sofort und sehr lange.“

Was er nicht gut kann, ist Mathe. Vielleicht sind die Zusammenhänge einfach zu logisch. Auch Telefonnummern gehören zu den Dingen, die er sich nicht gut merken kann. Trotzdem wird er von seinen Klassenkameraden mit Spitznamen wie „Einstein“, „Google“ oder „Sheldon“ begrüßt. „Das ehrt mich dann schon ein bisschen“, lacht er. Dennoch würde er sich wünschen, sich mehr mit anderen austauschen zu können. „Oft verstehen die Menschen mich nicht“, beklagt er.

Deshalb steht er auf der internationalen Internetplattform „Steam“ mit anderen Hochbegabten in Kontakt, wo sie auf Englisch zum Beispiel geschichtliche oder politische Ereignisse diskutieren. Ansonsten spielt Leo Videospiele oder guckt Serien. Alle Staffeln der Simpsons hat er auf Englisch gesehen. „Das ist die tiefgründigste Serie, die ich kenne“, behauptet er. „Da sind unglaublich viele Anspielungen auf Geschichtliches und Geographisches eingebaut.“ Er könnte natürlich alle Hauptstädte der Welt Schlag auf Schlag nennen. „Leo? Was waren noch gleich lusophone Länder?“, möchte seine Mutter plötzlich wissen. Leo erklärt: „In lusophonen Ländern spricht man Portugiesisch.“

Anna-Lia Glischinski
Stormarnschule, Ahrensburg

Das Internet macht ihm Kopfschmerzen

Ein Siebtklässler macht seine eigene Wochenzeitung

Verkaufszahlen gehen zurück, Redaktionen machen dicht, sogar das Aussterben prophezeien manche Experten ihnen. Werden wir irgendwann unseren Kindern und Enkeln von ihnen erzählen, genau wie uns von Schallplattenspielern erzählt wurde? Die Rede ist von Printmedien, sprich klassischen Zeitungen, die man an fast jeder Straßenecke kaufen kann. Aber wie so sollten wir das ausgerechnet heute noch tun, wenn wir online doch alles kostenlos nachlesen können, was uns interessiert, und so ein Tablet oder Smartphone viel praktischer und handlicher erscheint?

„Ich glaube, dass die Leute immer Zeitungen lesen werden, weil man vom Internet immer Kopfweg kriegt“, sagt Jonas Nebl, der Herausgeber des „Wochenboten“ – der kleinen Wochenzeitung aus

Oberschleißheim“. Der Siebtklässler des Carl-Orff-Gymnasiums in Unterschleißheim bei München ist schon seit der vierten Klasse leidenschaftlicher Redakteur und Herausgeber dieser Zeitung. Wie jede andere Zeitung beinhaltet auch seine etwas aus jedem Lebensbereich: Von Wetterprognosen und aktuellen Geschehnissen bis zu einer selbstredenden Fortsetzungsgeschichte ist jede Woche alles dabei. Seine Informationen entnimmt er hauptsächlich der Süddeutschen Zeitung, die er täglich liest, weil seine Eltern „sie abonniert haben und ich sie deswegen ja auch lesen muss“. Er ergänzt gegebenenfalls durch das Internet.

Neben Nachmittagsunterricht, Hobbys und Freunden findet der Zwölfjährige jeden Tag mindestens 20 Minuten Zeit, um an einem Artikel zu schreiben. Den Freitagnach-

mittag, an dem sich an seiner Schule die Mitarbeiter der Schülerzeitung treffen, möchte er nicht opfern, das ist dann auch für den fleißigen Schüler zu viel. Lieber arbeitet er am „Wochenboten“ und versorgt seine Abonnenten, zu denen die Familie und seine ehemalige Deutschlehrerin zählen, für 0,40 Euro mit einer neuen, sechsseitigen Ausgabe.

Da in seiner Familie niemand in dieser Branche tätig ist, ist seine Begeisterung fürs Schreiben umso erstaunlicher. Dass Jonas später in der journalistischen Branche arbeiten wird, ist aber nicht gesagt, da er sich genauso gut vorstellen kann, Physiker oder Ingenieur zu werden. Wie dem auch sei: Um die Zukunft der Printmedien ist es vielleicht doch nicht so schlecht bestellt.

Katarina Milasinovic
Carl-Orff-Gymnasium, Unterschleißheim

Brot und Schule

Examen-Weggen: Eine Schweizer Tradition geht zu Ende

Achselzucken und Stirnrunzeln – dies ist die übliche Reaktion eines Schülers aus dem Jahre 2015, wenn er vom Examen-Weggen hört. Noch vor 200 Jahren wusste jedes Schweizer Schulkind, was ein Examen-Weggen ist.

Die Zeiger stehen auf 6.00 Uhr. Die Temperaturanzeige des Thermometers klettert auf 35 Grad Celsius in der Backstube von Bruno Ghilardi. Der Meister und seine sechs Bäckergehilfen erfüllen den Großauftrag der Schule Urdorf, einer Gemeinde nahe Zürich. Bereits um 21.00 Uhr stand der erste Bäckergehilfe in der Backstube und mischte einen Teig aus Weißmehl, Milch, Butter, Salz, Hefe und wenig Zucker. „Der Teig ist eine Mischung aus Zopf- und Weggliteig. Nirgendwo sonst kann man ein Gebäck in dieser Form kaufen“, erzählt Bruno Ghilardi stolz. Der 58-jährige, großgewachsene Bäcker hält durch seine Brillengläser die Gesellen im Auge. Vor 30 Jahren übernahm er den Kleinbetrieb von seinen Eltern.

Zuerst wird der Teig von der Anschleifmaschine in 120 Gramm schwere Stücke portioniert. Darauf folgt eine Ruhephase: die Gärung. Im Ofen gibt es nicht genug Platz für 1300 Weggen. Deswegen gelangen einige Teiglinge in den Gärostopp. In dem mannshohen Tiefkühler wird die Gärung bis zu einer festgelegten Zeit angehalten. Bevor das Brot gebacken wird, fährt der Bäckermeister mit einem metallenen Kamm über den Teig. Mit diesem geschickten Handgriff erhalten die Examen-Weggen ihre fünf charakteristischen Zacken. Jetzt bestreicht Ghilardi die Weggen mit Eigelb. Beim Öffnen des Backofens schlägt die Hitze zurück, und der Duft von frischgebackenem Brot erfüllt den Raum. Nun legt Ghilardi die Weggen für 12 Minuten in den Backofen, bis sie goldgelb leuchten.

Im 19. Jahrhundert gehörte der Examen-Weggen genauso zum Schulabschluss wie die darauffolgenden Ferien. Wie der Name verrät, legten sämtliche Schweizer Schüler an ihrem letzten Schultag Prüfungen, sprich Examen, ab. Dieser Tag war von Hektik durchzogen. Denn die Schüler schrieben während des ganzen Tages Prüfungen zu den Fächern Deutsch, Mathematik, Geometrie und Französisch. Sämtliche Mitglieder der Schulkommission streiften durch die Bänke der Klassen und linsten auf die Prüfungsblätter der nervösen Schüler. Die Geprüften hatten allen guten Grund für ihre Aufregung. Denn diese Prüfungen zählten zu ihren Zeugnisnoten und fielen stark ins Gewicht. Doch die Strapazen lohnten sich. Am Ende des Tages verteilte der Bäckermeister als Belohnung den Schülern seine Brote.

Von Jahr zu Jahr änderte sich der Brauch des Schulexamens. Statt der Prüfungen gewährten die Gemeinden den Eltern einen Einblick in den Schulalltag ihres Kindes. Die Schüler präsentierten ihr Wissen anhand von Kurzvorträgen oder Rechenaufgaben. Doch mit der Abschaffung des Examens blieben auch die Weggen aus. Als Grund für diese Annullierung gaben die Grundschulen an, der Examen-Weggen entspreche nicht mehr der Zeit. Nur wenige Schulhäuser nutzen die Tradition, um sich bei den Schülern und Lehrpersonen zu bedanken. Die Bäckerei Konditorei Ghilardi ist wohl die letzte im ganzen Kanton Zürich, die über die Möglichkeit verfügt, diese einzigartige Tradition fortzuführen. „Es ist schön, dieselbe Freude, die ich schon am Examen-Weggen

fand, den Kindern von heute weiterzugeben“, sagt Bruno Ghilardi.

Die Sommersonne brennt auf die Känzeli-Wiese. In Schlieren, einem Vorort von Zürich, kommen 1300 Urdorfer Schüler aus allen denkbaren Himmelsrichtungen, in Form eines Sterns, zusammen. Ein ratternder Bus hält. 20 Schüler stürmen auf die Straße und laufen in großen Schritten auf die blühende Wiese. Die Schulkinder kommen von einer Schifffahrt auf dem Zürichsee. Mit einem Sprung ins kühle Nass beendeten sie ihren Ausflug. In der Ferne hört man lautes Gekicher. Die Besitzer der Stimmen sind bislang nicht sichtbar. Die Klasse marschiert noch im kühlen Wald. Bald aber werden die Primarschüler der fünften Klasse den Bach erreichen. Die Lehrerin war mit den Kindern Minigolf spielen und anschließend Braten, was der rauchige Geruch ihrer Kleidung bestätigt.

„Tor, Tor!“, jubelt eine Gruppe von Jungen. Sie rennt ihrem Schützen hinterher, der soeben ihren Sieg im Fußballspiel gesichert hat. Alle Schüler haben heute eine Klassenfahrt unternommen und ruhen sich vor dem nächsten großen Ereignis aus. So sitzen einige Schüler im knöchelhohen Gras, rufen in routinierten Bewegungen Grashalme aus, erzählen einander von ihren Ferienzielen oder lassen schlicht und einfach ihre Seele baumeln.

Nach einer fast zwölfstündigen Schicht hat Bruno Ghilardi den Auftrag erledigt. Gegen Mittag rollt sein Geschäftswagen auf den Pausenhof. Einige Lehrer holen die Examen-Weggen aus dem Auto. Die obersten Brote auf den Harassen sind noch warm. Jetzt packen die Lehrer die Weggen für die Schüler in Papiertüten.

Auf der Känzeli-Wiese haben sich sämtliche Schüler in einem Kreis formiert. Nun ist der Tag gekommen, wo sich die Wege der Klassenkameraden trennen werden. Einige von ihnen werden fortan die Sekundarschule, andere das Gymnasium besuchen. Die Schüler, die den Kreis bilden, halten ihre Hände den Sechstklässlern entgegen, die geführt von einem zwölfjährigen Mädchen in einer Kolonne amarschieren. Nacheinander klatschen die Schüler sich gegenseitig die Hände ab – eine Geste des Abschieds. Nun tritt das blondhaarige Mädchen in den Kreis. Dort übergibt der Schulleiter dem Mädchen einen riesigen, roten Luftballon. Jeder Sechstklässler versucht, den Ballon einmal zu halten. „Zehn, neun, acht, ...“, die Schüler starten den Countdown, „...“, eins, null!“ Dies wäre das Zeichen, den Luftballon loszulassen, doch die Schüler klammern sich an ihm fest. Schließlich greift der Schulleiter ein. Nach einigen Sekunden des Ringens lässt der Junge den Luftballon endlich los. Alle legen ihren Kopf in den Nacken und schauen dem kleinen Punkt in der Ferne nach, bis er in die Wolken eintaucht.

„Es wäre schade, wenn es keinen Examen-Weggen mehr geben würde. Der gehört einfach zum Schulabschluss“, sagt Rebecca Piazza, die Schülerin, die die Schülerschlange anführte. Doch die Zukunft ist ungewiss. Keiner von Ghilardis Kindern ist bereit, das Geschäft zu übernehmen. Rebecca verabschiedet sich von der Klassenlehrerin und wird von ihr fest in den Arm genommen. Dann drückt die Lehrerin Rebecca den Examen-Weggen in die Hand. Gentüßlich beißt Rebecca hinein. En Guete!

Leonie Rimann
Kantonsschule Limmattal, Urdorf

Einer will hoch hinaus

Louis Öbwein ist 16 Jahre alt und fliegt schon alleine Segelflugzeug. Sein Berufsziel steht natürlich fest: Pilot

Es ist Wochenende. Die Sonne steht im Zenit. Der Flugbetrieb hat begonnen. Louis Öbwein ist schon kräftig damit beschäftigt, ein Segelflugzeug mit seinen Flugkameraden aus der Halle des Aero-Clubs Landau Pfalz e.V. zu schieben. Der Segelflugsport ist ein reiner Teamsport. Jeder hilft hier mit und packt kräftig an. Allein um ein Segelflugzeug in die Luft zu befördern, benötigt man mindestens fünf Personen.

Auf der riesigen Landefläche angekommen, wird alles für den Windenstart vorbereitet. Hektisch werden die letzten Vorbereitungen getroffen. Bei einem Windenstart wird ein Segelflugzeug auf eine ausreichende Höhe und Geschwindigkeit gebracht. Innerhalb von wenigen Sekunden ist das Flugzeug an der höchsten Stelle angelangt. Nun löst der Pilot die Verbindung mit der Winde durch Ziehen an einem gelben Hebel. Der zweite Weg, ein Flugzeug in die Luft zu befördern, ist mit Hilfe eines Motorflugzeugs. An einem Seil fest angehängt startet das Motorflugzeug und fliegt mit dem Segelflieger im Schlepptau durch die Luft.

Der 16-jährige Segelflieger Louis Öbwein, der selbst einmal Pilot werden will, hat vor jedem neuen Flug Respekt, jedoch schon lange keine Angst mehr. „Es ist ein Gefühl der Freiheit und eine tiefe Verbundenheit mit der Natur“, sagt er. Ein Grund für Louis, jedes Wochenende Zeit auf dem Flugplatz zu verbringen, sind vor allem die engen Freundschaften mit seinen Flugkameraden.

Außerdem bietet der Landauer Flugplatz eine gute Möglichkeit, aus dem Alltag zu entfliehen. „Man

lässt seine Gedanken einfach am Boden und konzentriert sich einzig und allein auf das Fliegen“, sagt der junge Segelflieger.

Schon im jungen Alter lernt man als Segelflieger mit großer Verantwortung umzugehen und Gefahren einzuschätzen. Nach einem letzten Check geht es innerhalb weniger Sekunden, auf eine Höhe von ungefähr 500 Meter. Am höchsten Punkt der Bahn löst Louis die Verbindung zwischen Seil und Flugzeug. Ab diesen Zeitpunkt ist er allein dafür verantwortlich, den Segelflieger geschmeidig durch die Lüfte gleiten zu lassen. „Mit einem explosiven Gefühl von Glück genießt man einen tollen Blick über die Rheinebene“, erklärt Louis voller Begeisterung. Da das Wetter die Flugdauer beeinflusst, weiß man nie, wie lange man einen Aufenthalt fern von der Erde genießen darf.

Am heutigen Tag hat er Glück und nutzt das wunderschöne Wetter, um einen guten Auftrieb zu erhalten. Somit nutzt er den Aufwind von einer Wolke zur nächsten, immer höher in die Luft. Zu fliegen ohne einen Motor bedeutet abwechselndes Steigen und Gleiten im Aufwind. Man versucht einen großen Höhenverlust zu vermeiden und nutzt die Thermik, die erwärmte Luft, die vom Boden aufsteigt.

Durch stetiges Kreisen kann der Pilot die Thermik nutzen und sogar weiter aufsteigen. Dieses Zusammenspiel mit der Natur und die Herausforderung, ohne einen Motor möglichst lange in der Luft zu bleiben, macht für viele die Faszination des Segelfliegens aus.

Louis Öbwein ist seit knapp zwei Jahren im Aero-Club Landau. Insgesamt liegt die Mitgliederzahl



Immer im Schlepptau: Segelflieger heben nicht so leicht ab.

Foto Gregor Brzezinski

bei etwa 70 Personen. Die Mitglieder sind fast ausschließlich Männer, nur wenige Frauen sind aktiv beim Flugbetrieb dabei. „Es ist für Familie und Freunde sehr belastend, da man viel Zeit auf dem Flugplatz verbringt“, erklärt Louis.

Im Jahr leistet jedes Vereinsmitglied 40 Arbeitsstunden auf dem Fluggelände, sei es in der Werkstatt oder auch beim Verkauf von Kaffee und Kuchen im eigenen Klubheim. Nicht abgeleitete Arbeitsstunden werden dem Startgeldkonto mit 10 Euro belastet. Ansonsten finanziert sich der Verein durch die Mitgliederbeiträge.

Nach der einmaligen Aufnahmegebühr für Jugendliche von 210 Euro zahlt ein aktives junges Mitglied jährlich einen Beitrag von 105 Euro. Als Mitglied hat man die

Chance, entweder einen Motorflieger oder Segelflieger zu steuern im Wert von 60 000 bis zu 150 000 Euro. Der Aero-Club Landau Pfalz e.V. besitzt vier Motorflugzeuge und sechs Segelflieger, in seinen geräumigen Hallen können private Flugzeuge abgestellt werden.

Auf dem Flugplatz übernimmt man große Verantwortung für das Fluggerät und für seine Flugkameraden. Den Jugendlichen wird es ermöglicht, vor 18 Jahren auf dem Fluggelände Auto zu fahren. Das zu Verfügung stehende alte Auto kann dazu genutzt werden, Gegenstände auf dem riesigen Gelände schneller zu transportieren. Zudem können sie ab 14 Jahren einen Flugschein machen.

Im Winter gibt es den Theoriestundenunterricht, im Sommer die ersten

Alleinflüge. Der Unterricht umfasst sieben verschiedene Fächer, von Aerodynamik bis Meteorologie. Um den Flugschein ausgehändigt zu bekommen, ist noch ein Sprechfunkzeugnis erforderlich, ferner ein Sehtest, ein ärztliches Tauglichkeitszeugnis, ein Führungszeugnis, ein Auszug aus dem Verkehrszentralregister von Flensburg und die Einverständniserklärung der Eltern bei Minderjährigen.

Louis Öbwein hat die Theorieprüfung bestanden. „Ich musste viel lernen, über 3000 Fragen, doch es hat sich ausgezahlt, denn somit komme ich meinem Traum immer näher, bald eine Reise an den Bodensee mit einem Segelflugzeug zu machen“, erzählt er freudig.

Sophie Wehr
Pamina-Gymnasium, Herxheim

Den Ball immer schön flach halten

Gudrun Hallerstede ist Mentaltrainerin und hat eine besondere Vorliebe für Floorball



Da kommt einiges zusammen: Floorball ist eine Mischung aus Feld- und Eishockey.

Foto Christine Höfelmeyer

Die Luft vibriert in der Halle. Man hört laut die Trommel aus dem Fanblock, 250 Menschen feuern die Lilienthaler Wölfe an. Die Anspannung bei den Spielern ist deutlich zu merken, doch sie wissen, was sie tun müssen, um sich zu beruhigen: Ein Blick zu ihrer Mentaltrainerin reicht. Gudrun Hallerstede betreut die Mannschaft seit viereinhalb Jahren, die Vertrau-

ensbasis zwischen ihnen ist mittlerweile groß genug, dass sie ihnen mit nur einem Blick einfache Sachen sagen kann: „Atme durch!“ oder „Hab Vertrauen!“

Floorball ist eine schnelle, intensive und dynamische Ballsportart, eine Mischung aus Feld- und Eishockey. Die Mannschaft besteht aus fünf Feldspielern und einem Torwart, das Spielfeld ist 40 mal 20

Meter groß. Die Spielzeit beträgt drei mal zwanzig Minuten, die durch Drittelpausen getrennt werden.

Die 50-jährige Mentaltrainerin lässt die Spieler vor dem Spiel in einem Kreis stehen und Hände halten, um das Teamgefühl zu stärken. In den Drittelpausen geht es dann darum, die Spieler zu entspannen, damit sie optimal für die nächsten 20 Minuten Spielzeit vorbereitet

sind. Zudem sollen sie dem regulären Trainer bei seiner Strategie aufmerksamer und aufnahmebereiter zuhören können. Dabei hilft die Mentaltrainerin zum Beispiel mit progressiver Muskelentspannung. Hierbei werden einzelne Muskelgruppen nach einer bestimmten Reihenfolge angespannt und wieder gelöst, was körperliche Unruhe und Anspannungen reduziert. Diese Übung werden in den alle 14 Tage stattfindenden Teamtreffen geübt. Reaktionsübungen gehören auch zum mentalen Training der Spieler, dabei handelt es sich um Spiele wie „Ich sehe was, was du nicht siehst“, oder simple Merkspiele.

Um Ängste zu verarbeiten, lässt die Mentaltrainerin die Spieler diese auf Karteikarten schreiben. Anonym werden diese dann auf eine Tafel übertragen, damit sie in der Mannschaft gemeinsam bewältigt werden. Auch Konfliktbewältigung ist dabei ein Thema. Zweimal im Jahr führt die Mentaltrainerin sogar Einzelgespräche mit jedem Spieler, was in dieser Form in populäreren Sportarten wie Fußball oder Handball häufiger zu finden ist. Damit sie diesen Job überhaupt ausüben konnte, erlernte Gudrun Hallerstede Entspannungspädagogik, um dann noch eine Weiterbildung in Stressbewältigung und eine Ausbildung als Gesundheits- und Mentaltrainerin zu machen.

Der Verdienst, den man dann erlangt, kann je nach Mannschaft und Liga abweichen, doch im speziellen Fall von Gudrun Haller-

stede bei den Lilienthaler Wölfen ist es ehrenamtliche Arbeit. Nebenbei arbeitet sie noch in ihrer eigenen Praxis für Entspannung und Massage. Doch sie kann auch von anderen Mannschaften oder Trainern gebucht werden, für Workshops oder Wochenendseminare, bei denen die Bezahlung von der Teilnehmeranzahl abhängig ist. Aber wieso all diese Arbeit auf sich nehmen? Für Gudrun Hallerstede ist die Antwort klar. Sie hat Freude daran, die Jungs bei der Entwicklung ihres Selbstbewusstseins zu unterstützen, dabei die Leistungssteigerung zu sehen und auch die Veränderung jedes einzelnen Spielers zum Positiven mitzubekommen.

Lukas Bieger hat zum Beispiel durch das Mentaltraining gelernt, seine Fehler als Erfahrungen zu sehen, wodurch er entspannter mit dem Druck umgehen kann und weniger verkrampft spielt. Selbst im Alltag hilft ihm das Mentaltraining, beispielsweise bei Bewerbungsgesprächen oder ähnlich stressigen Situationen, weil er dadurch besser mit dem Druck umgehen kann. Ihm und den anderen Spielern ist also bewusst, warum sie all die Extraarbeit auf sich nehmen, denn von Gudrun Hallerstede wird ihnen stets eingetrichtert: „Je genauer ich mir ein Ziel vorstellen kann, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass ich es erreiche. Nur ein Zweifeln bringt das Erreichen des Ziels ins Wanken.“

Nadja Dannemann
Gymnasium Lilienthal

Meditation mit Aussicht

Im Eifeldorf Langenfeld im Landkreis Mayen-Koblenz befindet sich das Kamalashila Institut / Zwei Lamas lehren dort tibetischen Buddhismus

Eine Kneipe, ein Dorfladen und eine große Kirche im Zentrum. Drumherum verstreute Einfamilienhäuser und Felder, die von dichtem Tannenwald umrahmt werden. Das 670-Seelendorf Langenfeld in der Eifel unterscheidet sich zunächst kaum von anderen Orten in der ländlich geprägten Region. Allerdings entdeckt man verborgen hinter einigen hohen Hecken am Ende der Kirchstraße, ein weißes, hohes Gebäude, das aus dem Bild des traditionell-katholischen Dorfes herausfällt.

An der für dieses Bauwerk charakteristischen hohen Spitze, die in den Himmel emporragt, spannen sich vier lange Seile in verschiedene Richtungen gen Boden, an denen viele rechteckige, bunte Stoffe, durch den rauen Wind bewegt, flattern. „Das ist der Stupa. Er symbolisiert den Frieden“, erklärt der kleine, freundlich dreinblickende Mann im gelb-roten Gewand. „Und das da sind Fahnen mit Gebeten bestückt. Wir glauben, dass durch den Wind die darauf stehenden Gebete durch die Lüfte zum Himmel getragen werden“, ergänzt er in englischer Sprache mit einem Wink auf eines der Seile draußen.

Direkten Blick auf das buddhistische Bauwerk hat Lama Kelzang von seiner kleinen Wohnung im ersten Obergeschoss. Er ist ein sogenannter Resident-Lama. Neben ihm gibt es noch einen weiteren Resident-Lama: Lama Sönam. Sie sind neben zwei Mitarbeiterinnen die einzigen, die im Institut wohnen. Der 45-Jährige begrüßt jeden Gast mit einer leichten, freundlichen Verneigung und lädt sie stets auf ein Glas Tee zu sich ein. „Ich bin über meine Familie und meine Kultur in Tibet zum Buddhismus gekommen und habe mich schon früh zum Studium der tibetischen Lehren entschieden“, erklärt der gut gelaunte Mann, der auf einem kleinen, runden, gelben Stuhl im engen Schneidersitz Platz nimmt, bevor er fortfährt: „Deshalb habe ich neun Jahre lang im Shri Nalanda Institut, Rumtek im indischen Bundesstaat Sikkim die buddhistischen Lehren

studiert.“ Mit Abschluss seines Studiums erhielt er den Titel des Lamas und war fortan dazu berechtigt, die tibetischen Lehren zu unterrichten.

Während sich sein Blick in einem gegenüberliegenden bunten, buddhistischen Rollbild oder Thangka verliert, umschreibt er lächelnd den Lama als „eine Art buddhistischen Lehrer und Philosophen“, dessen Aufgabe es sei, den Menschen das buddhistische Weltbild und die Wertvorstellungen der Buddhisten nahezubringen. Sein Tee, den er bisher nicht angerührt hat, hat im ganzen Raum einen wohligen Duft verbreitet, der im Gegensatz zu dem stürmischen und nasskalten Wetter jenseits des einzigen Fensters im Raum steht. Der Lama berichtet, dass er neun Jahre lang nach seinem Abschluss in Indien und drei Monate in Seattle gelebt hat. Es ist üblich, dass Klosterleiter in den Staaten und im asiatischen Raum Lamas in europäische Institute und Klöster entsenden. So kam Lama Kelzang 2004 in die Eifel.

Auf den Gängen des Kamalashila Instituts, dessen Name von einem indischen Schriftsteller aus dem achten Jahrhundert stammt, ist an diesem Freitagnachmittag viel los. Zahlreiche Besucher reisen extra für die hier am Wochenende angebotenen Seminare an. Unter dem aufgeregten Stimmengetöse auf den Gängen, im Eingangsbereich oder in der großzügigen Bibliothek hört man verschiedene Sprachen. „Diese Woche beherbergen wir sogar eine Frau aus den USA hier bei uns“, erklärt Tobias Röder, der Geschäftsführer des Instituts. Sein Büro befindet sich unmittelbar neben der Wohnung des Lamas.

Der junge Mann mit der eckigen, schwarzen Hornbrille und lockigem Haar nimmt sich in seinem Büro der Bedürfnisse und Wünsche der Besucher an. Zeitgleich leitet er die Geschicke des Instituts, das so viele internationale Gäste beherbergt: „Wir sind hier eines der bedeutendsten europäischen Zentren der Karma-Kagyü-Gemeinschaft.“ Diese gehört zu einer der vier Hauptrichtungen des tibetischen Buddhismus. Mit



Lauter Buddhas: Dieser Buddha gehört nicht zum Eifeler Institut, sondern thront unweit davon über der Mosel bei Trarbach. Das für seinen Wein und die Jugendstilarchitektur bekannte Moselstädtchen beheimatet eine der größten Sammlungen von Buddha-Statuen weltweit.
Foto Buddha-Museum Trarbach

Blick auf eine weitere eintreffende Gruppe mit kleinen und großen Gepäckstücken, die im angrenzenden Empfang herzlich begrüßt, sagt Röder: „Wir wollen unseren Besuchern zeigen, was der Buddhismus für den modernen, westlichen Menschen bedeutet.“

Das Langenfelder Institut wurde im Oktober 1999 eröffnet. „Unser Hauptsitz war zunächst in Bad Münstereifel in einem angemieteten Schloss. Allerdings wuchs bald der Wunsch nach einer eigenen Immobilie. Nach jahrelanger Suche stießen wir auf dieses leerstehende Objekt, das ursprünglich einer katholischen Ordensgemeinschaft, den Weißen Vätern, gehört hatte.“ Mit der eher konservativen, katholischen Dorfgemeinde gibt es keine Probleme. Gleich nach der Eröffnung 1999 war man darauf bedacht, eine gute Beziehung zueinander aufzubauen, was bis heute gelingt. Dieter Tullius, engagiertes Mitglied in der

Kirchengemeinde und ehemaliges Gemeinderatsmitglied, war damals an der Vermittlung der Immobilie an die Buddhisten beteiligt und erzählt: „Ganz am Anfang wurden die Langenfelder aufgefordert, sich das Institut und seine Arbeit anzusehen, um die Leute miteinander vertraut zu machen. Noch heute wird die Dorfgemeinschaft zum Neujahrsempfang eingeladen.“

In den Wochenend-Seminaren vermittelt der Lama zentrale Inhalte der buddhistischen Lehre, so auch in diesem Seminar „Die tibetischen Lehren vom Leben und Sterben“: „Der Tod ist nichts Schlimmes. Wir brauchen keine Angst vor dem Tod zu haben oder traurig zu sein, obwohl der Tod unausweichlich ist. Wir müssen verstehen, dass alles im Leben nur ein Übergang von einem Zustand zum nächsten ist“, erklärt der kleine Lama, der auch in seiner Freizeit immer ein offenes Ohr für die Gläubigen im Institut hat. Ein

Übergang oder Bardo sei wie ein Transit mit dem Flugzeug. „Wichtig ist die Erkenntnis, dass Bardos uns in unserem Leben an Erfahrung reicher machen und deshalb positiv sind. Wenn man das verstanden hat, wird man alles, was man erfährt, wertschätzen und eine tiefe Freude und glückliches Empfinden verspüren.“

Der Lama erzählt von einer alten Frau in Italien, die in Folge einer Krankheit seit 45 Jahren bettlägerig war. Trotzdem sei sie keineswegs traurig oder resigniert gewesen, sondern voller Freude auf Grund der Dinge, die sie trotz oder gerade durch ihre Krankheit erfahren durfte. „Wenn man glücklich sein will, dann wird man auch glücklich.“ Das ist eine der zentralen Aussagen der tibetischen Lehre vom Leben und Sterben, wie sie Lama Kelzang in seinen Seminaren formuliert.

Damian Krämer
Megina-Gymnasium, Mayen

Sister Act im grünen Bereich

Schwester Stanislaus Kennedy ist eine Nonne ohne Berührungängste und in ganz Irland bekannt

Die Nordseite Dublins ist wenige Gehminuten vom Zentrum entfernt. Und doch ist hier alles anders: Die Häuser sind ein wenig heruntergekommen und grauer, und die Straßen enger. Hier wohnt die bekannteste Nonne Irlands: Sister Stanislaus Kennedy. In einer unscheinbaren Seitenstraße steht ein graues Haus. Es ist es das größte des Blocks. Ein Kreuz, das am Eingangsbogen hängt, deutet daraufhin, dass hier das Haus sein muss. Langsam, mit Ächzen öffnet sich ein schweres, metallenes Tor. Drei Überwachungskameras sind

auf den Besucher gerichtet. The Sanctuary ist ein Ort der Stille mit Yoga-, Gebets- und Meditationskursen. Sister Stan, wie sie sich selbst nennt, hat ihn 1998 gegründet. Drei Stufen führen hinunter, und man ist in einer anderen Welt. Durch eine Glastür sieht man in einen japanisch inspirierten Innenhof. Überall ist Bambus. Hölzerne Gehwege führen durch den Garten zu den Büros. Es riecht nach Kerzen und Tannenzweigen.

In Irland ist Sister Stan eine Institution. In der Vorweihnachtszeit hört man jeden Morgen im Radio

ihre Stimme. Sie bittet um Spenden für die von ihr 1985 gegründete Organisation Focus-Point, heute Focus Ireland, die Obdachlosen Schutz bietet. Überall im Raum stehen ihre Bücher: eine Autobiografie und Gebetsbücher. Durch das große Fenster sieht man bereits vom Garten aus eine Frau an einem großen Tisch in der Mitte des Raums sitzen. Sie blickt auf und erhebt sich. Beim Händeschütteln nimmt sie einem die Hand, legt sie zwischen ihre gefalteten Hände und sieht den Gesprächspartner liebevoll mit ihren blauen Augen an. Sie trägt kein Habit, sondern dunkle, einfache Kleidung. Sie ist Mitte sechzig. Ihr braunes Haar trägt sie als kecken Bobschnitt mit Pony. Ihre Sommersprossen und ihr offenes, fast kindliches Lächeln lassen sie jünger wirken. Nur ihre grazil gefalteten Hände zeigen leichte Altersflecken.

„Mit 18 Jahren bin ich Nonne geworden“, sprudelt es aus ihr heraus: „Mein Vater war zunächst dagegen.“ Ihre Antworten sind schnell gesprochen. Sie hat wenig Zeit. Nach einer Weile wird ihre Stimme jedoch langsamer. Sie wuchs in einfachen Verhältnissen in Lispolo auf der

Halbinsel Dingle im Westen Irlands auf. Ihr Vater war Bauer. „Als ich jung war, habe ich gemerkt, dass es Unterschiede zwischen denen gab, die viel, und denen, die wenig oder nichts hatten.“ Sie erfuhr, dass der Orden der Religious Sister of Charity in Dublin sich den Armen widmete. In diesem Orden mussten die Schwestern auch das Armengelübde ablegen. Fortan war ihr klar, dass sie hier Nonne werden wollte. Menschen vor Not und Ausgrenzungen zu bewahren und ihnen wieder Würde zu geben, das ist ihr Anliegen.

Als sie Focus Ireland gründete, ging es ihr um die weiblichen Obdachlosen. Die gab es offiziell nicht. Was für die Meisten wohl das Schlimmste im Leben wäre, war für sie eines der schönsten Erlebnisse ihres Lebens. „Ich habe ein Jahr lang mit acht obdachlosen Frauen verbracht. Ich finde, dass man erst verstehen kann, wie sich jemand fühlt, wenn man sich in seine Situation versetzt.“ Warum macht man das freiwillig? Bescheiden wiegelt sie ab. „Ich habe nachts nicht draußen geschlafen, saß nur jeden Tag draußen mit ihnen auf der Straße. Keine der Frauen wollte auf der

Straße leben; alle wollten einen Job. Das waren die witzigsten und beeindruckendsten Frauen, die ich je kennengelernt habe. Aber das Leben war nicht lustig. Die Tage waren kalt, die Straßen dreckig und laut.“ Am meisten schockiert hat sie der fehlende Respekt.

Ihre Organisation veranstaltet jedes Jahr die Aktion Shine-a-Light, in der die Dubliner eine Nacht auf der Straße verbringen, um auf die Lage der Obdachlosen aufmerksam zu machen. 2001 gründete die Schwester den Immigrant Council of Ireland, eine Organisation, die Flüchtlingen hilft, und die Young Social Innovation, eine Plattform, die jungen Menschen Gelegenheit gibt, sich sozial zu engagieren. Bei der Frage nach ihrer Position im irischen Referendum über die Legalisierung der homosexuellen Hochzeit ist sie nicht verlegen: „Ich habe ganz deutlich mit ‚Ja zur Liebe‘ gestimmt.“ Müde scheint sie nie zu werden: „Ich muss jetzt leider los, ich hab in 20 Minuten noch ein Radiointerview“, sagt sie und blickt auf ihre Armbanduhr.

Frey Tacke
St. Kilian's Deutsche Schule Dublin

Impressum

Herausgeber:
IZOP-Institut zur Objektivierung
von Lern- und Prüfungsverfahren,
Heidchenberg 11, 52076 Aachen

Förderung des Projektes „Jugend und Wirtschaft“:

bankenverband

kleine zeitung

Redaktion:
Norbert Delhey (Jugend schreibt),
Titus Maria Horstschäfer (Jugend
und Wirtschaft)